Barnum's Leben

Phineas Taylor Barnum

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erstes Kapitel.

Das amerikanische Museum.

Neue Unternehmungen. — Der Fuß der Leiter. — Feste Entschlüsse. — Das amerikanische Museum. — Ein gewagter Versuch. — Die Zusammenkunft. — Vorschläge. — Noch einmal die Epheu-Insel. — Ein Fehlschlag. — Taktik. — Die Schüsse treffen. — Vereitelte List. — Der Sieg. — Alles oder Nichts. — Verbesserungen des Museums. — Humbug und Wirklichkeit. — Der Niagara im Museum. — Besteuerung eines Wasserfalles. — Der Wasserfall in voller Thätigkeit. — Wie mich ein Redacteur anführt. — Capitain Cook's-Keule. — Gefährdete Lorbeeren. — Wiedervergeltung. — Die Fidschie-Seejungfer. — Ein Räthsel für Naturforscher. — Professor Griffin. — Mittel und Wege. — Sinnreiche Arbeit. — Vorbereitungen. — Siebold's Erklärung. — Große Ankündigung. — Der alte Holländer. — Die rauchende Seejungfer. — Der Professor in tausend Aengsten. — Die Flagge wird gestrichen. — Unterschied in den Einnahmen. — Einträgliche Opposition. — General Tom Thumb. — Offnes Geständniß.

Am 26. April 1841 besuchte ich Robert Sears, den Verleger von „Sears' malerischen Illustrationen der

Bibel," und kaufte fünfhundert Exemplare des Werkes für fünfhundert Dollars, übernahm die Agentur für die Vereinigten Staaten, und eröffnete am 10. Mai einen Laden an der Ecke von Beckman- und Nassau-Street, der später von Mr. Redfield als Buchladen benutzt wurde, und auf dessen Stelle jetzt die Nassau-Bank steht. Auf diese Art hatte ich einen neuen Versuch gemacht, das Leben eines Schaustellers für immer zu verlassen und mich in einem achtbaren Berufe festzusetzen. Ich ließ eine Menge Anzeigen in die Zeitungen rücken, ernannte Agenten und Unteragenten und es gelang mir im Verlauf von sechs Monaten Tausende von Büchern zu verkaufen und zu gleicher Zeit den Händen unzuverlässiger Agenten eine hinlängliche Menge anzuvertrauen, um meinen ganzen Verdienst und mein ganzes Capital verschwinden zu sehen.

Während dieser Zeit miethete ich wieder den Vauxhall-Salon und eröffnete ihn am 14. Juni 1841. Ich glaubte, daß es meine Würde als „Bibelmann" beeinträchtigen könne, wenn man erführe, daß ich ein Theater gemiethet hatte, das Unternehmen wurde daher nach meinen Anweisungen von Mr. John Hallett, meinem Schwager geführt. Wir schlossen die Saison am 25. September, nachdem wir ungefähr zweihundert Dollars über die Kosten eingenommen hatten.

Das Leben in New-York ohne Beschäftigung und mit einer Familie, die ich erhalten mußte, erschöpfte meine Mittel in sehr kurzer Zeit und ich

wurde ungefähr ſo arm, wie ich niemals zu ſein wünſchen würde. Ich ſah mich vergebens nach einer meinen Neigungen entſprechenden Beſchäftigung um, die dazu dienen könnte, meinen Kopf über Waſſer zu erhalten. Endlich erhielt ich einen Poſten am Bowery-Amphitheater, um Anzeigen und Zeitungsartikel zu ſchreiben, wobei meine Pflicht tägliche Beſuche in den oberen Stockwerken vieler Zeitungs-Bureaux in ſich ſchloß, wo ich das von mir Angefertigte abzuliefern und dafür zu ſorgen hatte, daß es eingerückt würde. Dafür erhielt ich wöchentlich vier Dollars! und war ſelbſt für dieſe dankbar.

Außerdem ſchrieb ich noch Artikel für die Sonntagsblätter, um im Stande zu ſein, zu Hauſe „den Topf im Kochen zu erhalten."

Dieſe Arbeiten warfen guten Lohn ab, aber es war im beſten Falle doch nur ein unzuverläſſiger Lebensunterhalt und ich begann ernſtlich einzuſehen, daß ich mich am Fuße der Leiter befand und daß ich zu einem Alter gelangt ſei, wo es nothwendig wäre, eine große Anſtrengung zu machen, um mich über den Mangel zu erheben und ernſtlich daran zu denken, Etwas für „einen Regentag" anzuſammeln. Bis jetzt war ich in dieſer Hinſicht unbeſorgt geweſen. Ich hatte mich mit vielen Unternehmungen befaßt und mich wenig um das Reſultat gekümmert, wenn ich nur das tägliche Brod für meine Familie dabei verdiente.

Ich ſah jetzt ein, daß es Zeit ſei, für die Zukunft zu ſorgen.

Um dieſe Zeit erhielt ich einen Brief von meinem geehrten Freunde dem ehrwürdigen Thomas T. Whittleſey in Danbury. Er war ſeit Langem im Beſitz einer Hypothek von fünfhundert Dollars auf ein mir in dieſer Stadt zugehörendes Grundſtück. Er ſchrieb mir, um mir mitzutheilen, daß er überzeugt ſei, ich würde nicht eher zu Etwas kommen, als bis ich „ein waſſerhaltendes Sieb" erfände, und da dies nicht ſehr wahrſcheinlich ſei, ſo könne ich ihn ebenſo gut jetzt als ſpäter bezahlen. Dieſer Brief beſtärkte mich in den Entſchlüſſen, die ich gefaßt hatte; ich legte ihn unbeantwortet bei Seite und ſagte zu mir ſelbſt: „Nun, Mr. B., keinen Unſinn weiter, kein Leben aus der Hand in den Mund mehr, ſondern concentrire gefälligſt von dieſem Augenblicke an Deine Kräfte auf eine dauernde Fürſorge für die Zukunft."

Während ich als Supernumerär-Schreiber des Bowery-Amphitheaters beſchäftigt war, erfuhr ich zufällig, daß die Sammlung von Merkwürdigkeiten, welche Scudders amerikaniſches Muſeum an der Ecke von Broadway und Annſtreet bildete, zu verkaufen ſei. Sie gehörte den Töchtern Mr. Scudder's und wurde unter der Aufſicht des Adminiſtrators J. Heath zu ihren Beſten von John Furzman verwaltet. Der für die ganze Sammlung geforderte Preis betrug fünfzehntauſend Dollars. Sie hatte ihrem Begrün-

der, Mr. Scudder, wahrſcheinlich funfzigtauſend Dollars gekoſtet und er hatte ſeinen Kindern aus dem Gewinne des Unternehmens ein großes Vermögen hinterlaſſen können. Das Muſeum hatte ſeit mehreren Jahren nur Verluſte gebracht und die Erben wollten es gern verkaufen.

Unter den vorliegenden Umſtänden wird man es nicht überraſchend finden, daß mein Speculationsgeiſt ſich wegen eines dauernden Erwerbes auf dieſe Gelegenheit warf. Meine letzten Unternehmungen waren freilich nicht lohnend geweſen und um meine Caſſa ſtand es ſchlecht, aber meine Familie befand ſich nicht wohl, ich ſehnte mich darnach, die Freuden einer Heimath zu genießen — und beſuchte deshalb das Muſeum wiederholt als nachdenkender Beſchauer. Ich ſah, oder glaubte zu ſehen, daß nur Energie, Gewandheit und Freigebigkeit erforderlich waren, um ihm Leben zu verleihen und es auf einen einträglichen Standpunkt zu heben, und obſchon es von meiner Seite anmaßend erſcheinen mochte, an den Kauf eines ſo werthvollen Beſitzthumes zu denken, ohne das Geld zu beſitzen, um dies zu thun, ſo beſchloß ich doch feſt, den Kauf zu bewerkſtelligen, wenn es möglich wäre.

Eines Tages begegnete ich einem Freunde auf der Straße und theilte ihm meine Abſicht mit. „Sie wollen das amerikaniſche Muſeum kaufen!“ ſagte er verwundert, denn er wußte, daß es in meiner Börſe Ebbe war. „Womit wollen Sie es kaufen?“

„Mit einer ehernen Stirn," antwortete ich, „denn Silber und Gold beſitze ich nicht."

So war es auch.

Ich erfuhr, daß das Gebäude des Muſeums Mr. Francis W. Olmſted, einem ehemaligen Kaufmann, gehöre, der eine Etage am Park-Place bewohnte. Es war die Frage, wie ich mich dieſem großen Manne nähern könne. Ich war mit Niemand bekannt, der ihn kannte und ohne vorgeſtellt zu ſein, zu ihm zu gehen, betrachtete ich als gleichbedeutend mit Hinausgeworfenwerden. Ich ſchrieb ihm daher einen Brief, worin ich ihn benachrichtigte, daß ich die Sammlung des Muſeums zu kaufen wünſche, und daß ich, wenn ich auch keine verfügbaren Mittel beſäße, überzeugt ſei, meine Erfahrung und Gewandheit, im Verein mit der entſchiedenſten Geſchäftsliebe werde mich, wenn ſie mit leidlichem Credit zu erkaufen wäre, in den Stand ſetzen, die Zahlungen zur Verfallzeit zu leiſten. Auf dieſe Grundlage hin, bat ich ihn, die Sammlung in ſeinem Namen zu kaufen — mir ein ſchriftliches Verſprechen zu geben, welches mir dieſelbe ſicherte, vorausgeſetzt, daß ich die Zahlungen, einſchließlich der Miethe für ſein Haus pünktlich einhalte — mir zwölf und einen halben Dollars die Woche zum Unterhalt meiner Familie zu geſtatten — und wenn ich es dann einmal verſäume, die fällige Rate zu zahlen, ſo wolle ich den Platz räumen und Alles, was bis dahin gezahlt ſei, verlieren. „Ja, Mr. Olmſted," fuhr

ich in meinem Eifer fort, „Sie können mich auf jede Weiſe und ſo feſt es Ihnen beliebt, binden, geben Sie mir die Möglichkeit, die nöthigen Mittel auszugraben oder herauszukratzen, ſo werde ich es entweder thun, oder alle Arbeit und Mühe, welche ich gehabt haben werde, verlieren.“

Ich bemühte mich ferner Mr. Olmſted zu zeigen, daß er durch dieſes Mittel ſich einen beſtändigen Abmiether ſichere, während das Muſeum bald geſchloſſen werden müſſe, wenn ich es nicht kaufte. Ich fügte hinzu, daß ich ihm, wenn er die Güte haben wolle, mir eine Unterredung zu gewähren, mit Vergnügen befriedigende Empfehlungen beibringen und mich allen annehmbaren Bedingungen, welche er vorſchlagen werde, unterwerfen würde.

Ich trug den Brief ſelbſt in ſeine Wohnung, übergab ihn ſeinem Bedienten und erhielt zwei Tage darauf eine Antwort, worin er mir eine Stunde beſtimmte, zu welcher ich ihn beſuchen ſolle. Ich fand mich mit dem Glockenſchlage ein, und Mr. Olmſted ſprach ſeine Befriedigung über meine Pünktlichkeit aus. Er betrachtete mich ſcharf und that einige ſpecielle Fragen in Bezug auf meine Gewohnheiten und mein früheres Leben. Ich machte ihn offen mit meinen Erfahrungen als Unternehmer öffentlicher Vergnügungen bekannt — erwähnte den Vauxhall Garten, den Circus und verſchiedene Ausſtellungen, welche ich im Süden geleitet hatte. Mr. Olmſted's Erſcheinung

und Benehmen machten einen günstigen Eindruck auf mich. Er bemühte sich allerdings, streng auszusehen und ein aristokratisches Wesen zu zeigen, aber ich glaubte den guten, offenen, herzlichen, edelmüthigen Menschen in seinen Augen erkennen zu können und eine spätere, genaue Bekanntschaft hat die Richtigkeit meines Urtheils über ihn bewiesen.

„Auf wen können Sie sich berufen?" fragte er.

„Auf Jedermann aus meinem Geschäftszweige," antwortete ich, „von Edmund Simpson, dem Direktor des Park-Theaters, oder William Niblo an, bis zu den Herren Welch, June, Titus, Turner, Angevine, oder andern Circus- oder Menagerie-Eigenthümern; so wie auf Moses, Y. Beach von der New-Yorker Sonne."

„Können Sie hiervon Jemand veranlassen, mich zu besuchen?" fuhr er fort.

Ich benachrichtige ihn, daß ich dies könne, und wir kamen überein, daß sie am anderen und ich am nächstfolgenden Tage zu ihm kommen sollten. Mein Freund Niblo fuhr bereitwillig in seinem Wagen hin und hatte eine Unterredung mit Mr. Olmsted, Mr. Beach, und verschiedene der genannten Herren besuchten ihn gleichfalls und am folgenden Morgen machte ich dem Manne, der mein Geschick entscheiden sollte, meine Aufwartung.

„Ihre Empfehlungen gefallen mir nicht, Mr.

Barnum," sagte Mr. Olmsted kurz, sobald ich in's Zimmer trat.

Ich war bestürzt und sagte: „Es thut mir leid, dies zu hören."

„Sie sprechen Alle zu gut von Ihnen," setzte er lachend hinzu, „ja sie reden als ob sie sämmtlich Ihre Associé's wären und am Gewinne Theil zu nehmen beabsichtigten."

Diese Nachricht machte mir natürlicher Weise Vergnügen. Mr. Olmsted fragte mich nun, ob ich nicht einen Freund veranlassen könne, Bürgschaft zu geben, daß ich die Zahlungen zur Verfallzeit leisten werde. Ich hielt dies für zweifelhaft.

„Können Sie mir irgend eine Sicherheit stellen, im Fall ich den Kauf für Sie mache?" war seine noch direktere Antwort.

Ich dachte an verschiedene kleine Stücken Landes, die ich in Connecticut besaß, aber sie waren schwer mit Hypotheken belastet. „Ich habe in Connecticut etwas Land und Gebäude, aber sie sind nicht frei," antwortete ich.

„Ja, ja; ich mag nichts von verpfändeten Besitzungen wissen," sagte Mr. Olmsted, „ich würde sie wahrscheinlich einlösen müssen."

Im Verlaufe des Gesprächs kamen wir überein, daß er, wenn er sich entschlösse den Kauf für mich zu machen, das Eigenthumsrecht behalten solle, bis Alles bezahlt sei, und daß er ferner (auf meine Kosten)

einen Billet-Einnehmer und Rechnungsführer ernennen ſolle, die ihm wöchentlich Bericht erſtatteten. Außerdem wurde feſtgeſetzt, daß ich in dem anſtoßenden Gebäude ein bisher als Billardzimmer benutztes Lokal mit übernehmen und dafür fünfhundert Dollars jährlich geben müſſe, ſo daß ſich die ganze Miethe bei einem zehnjährigen Contrakt auf dreitauſend Dollars das Jahr belief. Ich war überzeugt, daß ich in meinen Vorſchlägen und Bewilligungen überall coulant geweſen war, und hoffte, daß der reiche Hausbeſitzer nun keine weiteren Zugeſtändniſſe verlangen werde. Aber er forderte noch Etwas mehr.

„Nun," ſagte er, „wenn Sie nur ein liegendes Beſitzthum ohne Hypothek hätten, das Sie als weitere Sicherheit ſtellen könnten, ſo glaube ich, ich könnte es wagen, das Geſchäft mit Ihnen zu machen."

Dies ſchien der Wendepunkt meines Schickſals zu ſein. „Jetzt oder nie," dachte ich bei mir, und durchlief im Geiſte ſchnell mein geringes Beſitzthum, um das gewünſchte Stück Landes zu ſuchen. Die Epheu-Inſel kam in der ganzen Schönheit, in welcher ſie mir meine jugendliche Einbildungskraft vorgemalt hatte, zu meiner Rettung herbeigetanzt. Ich zauderte einen Augenblick. „Er hat ſchon reichliche Sicherheit," dachte ich im Geiſte, „und ohne ein Stück Landes verliere ich vielleicht das Muſeum ganz." Ich fand kein großes Unrecht darin und antwortete nach momentanem Zaudern:

„Ich habe in Connecticut fünf Acker Land, die frei von allen Laſten und Schulden ſind.“

„Wirklich! Was haben Sie dafür bezahlt?“

„Sie waren ein Geſchenk von meinem ſeligen Großvater Phineas Taylor, das er mir wegen meines Namens gemacht hat.“

„Iſt er reich geweſen?“ fragte Mr. Olmſted.

„Man ſah ihn in dortiger Gegend für wohlhabend an,“ antwortete ich.

„Sehr freundlich von ihm, daß er Ihnen das Land ſchenkte. Es iſt ohne Zweifel werthvoll. Aber vermuthlich werden Sie ſich nicht gern davon trennen wollen, da es ein Geſchenk iſt.“

„Ich werde mich nicht davon trennen müſſen, wenn ich meine Zahlungen pünktlich leiſte, und ich bin überzeugt, daß ich dies thun werde,“ antwortete ich.

„Nun gut,“ ſagte Mr. Olmſted, „ich denke, ich werde den Kauf für Sie machen. Ich will es jedenfalls überlegen, und Sie müſſen inzwiſchen mit dem Adminiſtrator und den Erben des Beſitzthums ſprechen — erlangen Sie ihre billigſten Bedingungen und beſuchen Sie mich in acht Tagen, von heute an, nach meiner Zurückkunft in die Stadt.“

Ich entfernte mich und begab mich ſofort nach dem Hauſe des Mr. John Heath, des Adminiſtrators. Seine Forderung betrug funfzehntauſend Dollars. Ich bot ihm zehntauſend Dollars, zahlbar in ſieben gleich-

mäßigen jährlichen Raten mit guter Sicherheit. Er konnte nicht daran denken, zu dieſem Preiſe zu verkaufen, und ich verſprach wieder zu kommen.

Im Verlauf der Woche hatte ich mehrere Zuſammenkünfte mit Mr. Heath, und wir einigten uns ſchließlich dahin, daß ich es für zwölftauſend Dollars, zahlbar wie oben erwähnt, bekommen — und die Uebergabe am 15. November ſtattfinden ſolle. Mr. Olmſted gab ſeine Zuſtimmung und es wurde ein Tag angeſetzt, um die Dokumente auszuſtellen und zu unterzeichnen. Mr. Heath erſchien, ſagte jedoch, „daß er es ablehnen müſſe, weiter in dieſer Sache vorzugehen, da er die Sammlung an die Directoren von Peale's Muſeum (ein Inſtitut mit Corporationsrecht) für funfzehntauſend Dollars verkauft und eintauſend Dollars auf Abſchlag erhalten habe."

Ich war vernichtet. Ich rief ſein Ehrgefühl an. Er erwiederte, „daß er keinen Contrakt mit mir unterzeichnet habe und daher nicht geſetzlich gebunden ſei, und er halte es für ſeine Pflicht, für die Waiſen das Beſte zu thun, was er könne." Mr. Olmſted ſagte, „es thue ihm leid um mich, aber er könne es nicht ändern. Jetzt würde er beſtändige Abmiether haben, die nicht von ihm forderten, ein Riſiko zu übernehmen, und ich müſſe nothwendiger Weiſe über Bord geworfen werden."

Ich entfernte mich mit Empfindungen, die ich nicht zu beſchreiben brauche. Ich erkundigte mich

sofort nach dem Rufe dieser Peale's Museum-Gesellschaft. Es zeigte sich, daß sie aus einer Gesellschaft von Speculanten unter Anführung eines verarmten Ex-Präsidenten einer Bank bestand, welche Peale's Sammlung für ein Paar Tausend Dollars gekauft hatten, sie mit dem amerikanischen Museum vereinigen, Actien im Betrage von funfzigtausend Dollars ausgeben und verkaufen, dreißigtausend Dollars als Gewinn einstecken und den Actionären erlauben wollten, selbst für ihr Interesse zu sorgen.

Ich ging sogleich zu verschiedenen Redakteuren, mit Einschluß von Major M. M. Noah, M. Y. Beach, meinen guten Freunden, West, Herrick und Noyes, vom Atlas, und Anderen, und stellte ihnen meine Beschwerden vor. „Wenn Sie mir nun," sagte ich, „gestatten wollen, Ihre Spalten zu benutzen, so werde ich diese Speculation in die Luft sprengen."

Sie willigten sämmtlich ein und ich schrieb eine große Anzahl Spottartikel, worin ich das Publikum vor dem Ankauf der Museums-Actien warnte, den Gedanken, daß eine Gesellschaft bankrotter Bankdirektoren sich mit der Ausstellung ausgestopfter Affen- und Gänsehäute befassen wolle, lächerlich machte, mich auf den Fall mit dem zoologischen Institut bezog, das mißlungen war, weil es einen eben solchen Plan wie den jetzt beabsichtigten angenommen hatte, und endlich dem Publikum sagte, daß eine solche Speculation unendlich unverständiger sein würde, als Dickens':

„Große vereinigte hauptstädtische heiße Semmel- und Zwieback-Herstellungs- und pünktliche Ablieferungs-Gesellschaft".

Das Actienunternehmen war todt wie ein Häring! Nun ging ich zu Mr. Heath und bat ihn um eine vertrauliche Unterredung. Er gewährte sie mir. Ich fragte ihn, wenn die Direktoren die übrigen vierzehntausend Dollars bezahlen sollten. „Am 26. December, sonst verlieren sie die bereits bezahlten eintausend Dollars." Ich versicherte ihm, daß sie die Summe niemals zahlen würden, daß sie dieselbe nicht aufbringen könnten und daß er schließlich die Sammlung des Museums auf dem Halse behalten werde, und wenn ich einmal mit einer Ausstellung nach dem Süden gegangen wäre, so würde ich das Museum um keinen Preis mehr kaufen. „Wollen Sie aber," sagte ich, „auf vertraulichem Wege mit mir übereinkommen, daß ich es am 27. December für zwölftausend Dollars bekommen soll, wenn diese Herren Sie nicht am 26. bezahlen, so will ich es darauf hin riskiren, bis zu diesem Tage in New-York zu bleiben." Er ging bereitwillig auf den Vorschlag ein, sagte aber, daß er überzeugt sei, sie würden ihre eintausend Dollars nicht verlieren wollen.

„Ganz wohl," sagte ich, „ich verlange nur von Ihnen, daß von diesem Uebereinkommen nicht gesprochen wird." Er willigte ein. „Am 27. December

um zehn Uhr Vormittags wünsche ich Sie in Mr. Olmsted's Wohnung zu treffen, um die Documente zu unterzeichnen, wenn diese incorporirte Gesellschaft Ihnen am 26. nicht vierzehntausend Dollars bezahlt hat." Er war damit einverstanden und gab es mir auf mein Verlangen schriftlich.

Von diesem Augenblicke an fühlte ich, daß das Museum mir gehörte. Ich besuchte Mr. Olmsted und theilte ihm Alles mit. Er versprach Verschwiegenheit und machte sich verbindlich die Dokumente zu unterzeichnen, wenn die Gegenpartei ihren Verbindlichkeiten nicht nachkäme.

Dies geschah ungefähr am 15. November. Allen Denen, die mit mir über das Museum sprachen, bemerkte ich einfach, daß ich es verloren hätte. Die neue Gesellschaft konnte inzwischen für keinen Dollar Aktien verkaufen, denn ich unterhielt durch die Zeitungen einen wahren Regen von Spöttereien.

Am 1. December erhielt ich einen Brief von dem Sekretair der Peale's Museum-Gesellschaft, oder vielmehr der „New-Yorker Museum-Gesellschaft" wie sie hieß, worin er mich bat, die Direktoren am nächsten Montag früh im Museum zu besuchen, wo ich wahrscheinlich Etwas für mich Vortheilhaftes erfahren würde. Ich sah daß die Zeitungs-Medicin wirkte. Es lag klar am Tage, daß die Herren mein Schweigen zu erkaufen wünschten.

Ich ſtellte mich pünktlich bei der Zuſammenkunft ein. Das „ehrenwerthe Direktorium" hielt Sitzung. Der ehrwürdige Präſident, ein grauhaariger, luchsäugiger alter Mann, der vor Kurzem Präſident einer bankrotten Bank geweſen war, empfing mich mit ſeinem freundlichſten Lächeln und dem ſanfteſten Tone. Das Ende vom Liede war, daß ſie mich zur Leitung der vereinten Muſeen zu miethen wünſchten. Ich ſtellte mich, als ob ich es in vollem Ernſte nähme, und als ich nach dem Gehalte gefragt wurde, welchen ich erwartete, gab ich dreitauſend Dollars jährlich an. Sie machten mir Complimente über meinen Ruf der Fähigkeit in dieſem Fache und engagirten mich für die geforderte Summe, ſo daß mein Gehalt am 1. Januar 1842 anfangen ſollte. Als ich mich aus ihrer „hohen Gegenwart" entfernte, bemerkte der liebenswürdige Präſident ſcherzhaft, „natürlicher Weiſe werden wir jetzt keine Sticheleien von Ihnen mehr in den Zeitungen finden, Mr. Barnum."

„Ich bemühe mich ſtets, das Intereſſe meiner Principale zu wahren," antwortete ich.

Die luſtigen Direktoren ſtimmten wahrſcheinlich ein herzliches Lachen an, ſobald ich außer Gehörweite für ihre unſchickliche Heiterkeit war. Sie glaubten vermuthlich, dadurch daß ſie mich ſo ruhig hielten, ihre Aktien zu verkaufen und den Aktionären zu erlauben, mich über Bord zu werfen, ſobald es ihnen

beliebte. Sie glaubten mich ſicher gefangen zu haben. Ich wußte, daß ich ſie gefangen hatte.

Da die Direktoren mich jetzt aus dem Wege geſchafft ſahen, ſo hegten ſie keine Furcht, daß Jemand Anderes verſuchen werde, das amerikaniſche Muſeum zu kaufen und beſchloſſen, die Aktien nicht eher anzukündigen, als am 1. Januar, da dies den Leuten längere Zeit gewähren würde, die Angriffe zu vergeſſen, welche ich auf dieſelben gemacht hatte. Da es ihnen unbekannt war, daß Mr. Heath mit mir auf zwölftauſend Dollars abgeſchloſſen hatte, ſo meinten ſie in Bezug auf ihre verſprochene Zahlung am 26. December, daß er mit Vergnügen warten würde, bis es ihnen beliebe, ihn zu bezahlen. Sie waren in der That über dieſen Punkt ſo unbeſorgt, daß ſie den Adminiſtrator nicht einmal am 26. beſuchten, noch ihm die geringſte Entſchuldigung ſchickten, daß ſie dies nicht thaten.

Am Morgen des 27. ſtellte ich mich mit meinem juriſtiſchen Rathgeber Chaſ. T. Cromwell, Esq., um halb zehn Uhr in Mr. Olmſted's Wohnung ein. Mr. Heath kam mit ſeinem Advokaten pünktlich um zehn Uhr und vor zwei Uhr deſſelben Tages wurde ich förmlich in Beſitz des amerikaniſchen Muſeums geſetzt. Die erſte Handlung, welche ich, nachdem ich ſo eingeführt worden war, vollbrachte, beſtand darin, das folgende Billet zu ſchreiben und abzuſenden:

Amerikaniſches Muſeum, New-York, 27. December 1841.

An die Präſidenten und die Direktoren des New-Yorker Muſeums.

Gentlemen, — Es gewährt mir viel Vergnügen, Sie zu benachrichtigen, daß Sie bis auf weitere Nachricht auf die Freiliſte dieſer Anſtalt geſetzt worden ſind.

P. T. Barnum, Eigenthümer.

Der Präſident war über die Maaßen erſtaunt und konnte kaum ſeinen Augen trauen. Er ging zu Mr. Heath und erfuhr, daß ich allerdings das amerikaniſche Muſeum gekauft habe, und in deſſen Beſitz ſei. Seine Entrüſtung kannte keine Grenzen. Er drohete ihm mit einem Prozeß, da er jedoch ſah, daß ihm dies nichts nützte, ſo verlangte er die Zurückgabe der bei der Uebereinkunft angezahlten eintauſend Dollars. Dieſe wurden verweigert, da das Geld verfallen war, und die Geſellſchaft verlor es.

Es wird wohl Niemand bezweifeln, daß ich jetzt meine ganze Energie aufbot. Es hieß wirklich „Alles oder Nichts.“ Ich mußte entweder das Etabliſſement in der gegebenen Zeit bezahlen oder es verlieren mit Einſchluß alles Deſſen, was ich abſchläglich gezahlt haben könnte, im Fall Mr. Olmſted auf buchſtäblicher Ausführung des Contrakts beſtände. Aber ich war entſchloſſen, es auf alle Fälle zu verdienen und Kopf,

Hand und Fuß waren gleich thätig um das Intereſſe des Muſeums zu fördern.

Mein Schatz von einem Weibe willigte nicht allein in das Syſtem der Sparſamkeit, welches erforderlich war, um meine Familie in New-York mit ſechshundert Dollars jährlich zu erhalten, ſondern gab mir ſogar ihre Bereitwilligkeit zu erkennen, die Ausgaben im Nothfalle auf vierhundert Dollars zu beſchränken.

Ungefähr ſechs Monate nachdem ich das Muſeum gekauft hatte, beſuchte mein Freund Mr. Olmſted eines Tages zufällig um zwölf Uhr meine Billetausgabe und fand mich allein beim Mittagseſſen, welches aus ein Paar Schnitten eingeſalzenem Rindfleiſch und Brod beſtand, das ich am Morgen von zu Hauſe mitgebracht hatte. „Verzehren Sie ſo Ihr Mittagseſſen?“ fragte er.

„Seitdem ich das Muſeum kaufte, habe ich kein warmes Mittagseſſen genoſſen, außer Sonntags,“ antwortete ich, „und beabſichtige auch an Wochentagen keins zu eſſen, ehe ich ſchuldenfrei bin.“

„Ah! Sie ſind ein ſicherer Mann und werden das Muſeum bezahlt haben, ehe das Jahr aus iſt,“ entgegnete er, indem er mich vertraulich auf die Schulter ſchlug. Und er hatte recht, denn in weniger als einem Jahre von dieſer Zeit an, war ich im vollen Beſitz des Muſeums, als meines alleinigen Eigen-

thums, nachdem jeder Cent von dem Verdienſte des Etabliſſements bezahlt worden war.

Das amerikaniſche Muſeum war am Tage meines Ankaufes wenig mehr, als der Kern von dem, was es jetzt iſt. Während meines dreizehnjährigen Beſitzes habe ich den Werth der ſtehenden Anlockungen und Merkwürdigkeiten mehr als verdoppelt. Die Vermehrungen rührten zum Theil von Peale's Muſeum (welches ich kaufte und im Herbſt 1842 mit meiner früheren Sammlung vereinigte), theils aus der großen und ſeltenen, als das chineſiſche Muſeum bekannten Sammlung (welche ich im Jahre 1848 in das amerikaniſche Muſeum aufnahm) und zum Theil aus Ankäufen her, welche ich ſowohl in Amerika als auch in Europa bewerkſtelligte, wo ich Merkwürdigkeiten finden konnte.

Der jetzt für mein Muſeum benutzte Raum beträgt mehr als das Doppelte von dem, was er im Jahre 1841 war. Das Vorleſungszimmer, welches urſprünglich ſchmal, unpraktiſch und unbequem war, iſt mehrere Male vergrößert und verſchönert worden, und kann jetzt als eins der bequemſten und ſchönſten Unterhaltungslokale in New-York angeſehen werden.

Auch in anderen Beziehungen haben Erweiterungen und Verbeſſerungen ſtattgefunden. Anfangs war das Muſeum nur eine Sammlung von Sehenswürdigkeiten am Tage, und Abends wurde eine Vor-

ſtellung gegeben, die aus abgeriſſenen, unzuſammenhängenden Unterhaltungen beſtand, wie man ſie noch jetzt bei vielen der untergeordneten Schauſtellungen trifft. Der Sonnabend Nachmittag wurde bald für die Vorſtellungen beſtimmt und kurz darauf der Mittwoch Nachmittag hinzugefügt. Seit Jahren hat das Programm den Nachmittag und Abend jedes Wochentages in ſich geſchloſſen und an großen Feiertagen haben wir manchmal nicht weniger als zwölf Vorſtellungen gegeben.

Es hat hierin nach und nach eine Veränderung ſtattgefunden, und die vorübergehenden Unterhaltungen des Muſeums haben eine große Mannichfaltigkeit geboten: Betriebſame Flöhe, kluge Hunde, Taſchenſpieler, Automaten, Bauchredner, lebende Bilder und Tableaux, Zigeuner, Albinos, dicke Knaben, Rieſen, Zwerge, Seiltänzer, phrenologiſche Carricaturen und „lebendige Yankees" Pantomimen, Inſtrumental-Muſik, Singen und Tanzen verſchiedener Art (einſchließlich der Aethiopier) u. ſ. w., Dioramen, Panoramen, Modelle von Dublin, Paris, dem Niagara, Jeruſalem u. ſ. w., mechaniſche Figuren, Glasſpinnerei, Strickmaſchinen und andre Triumphe der mechaniſchen Kunſt, Nebelbilder, amerikaniſche Indianer, deren Kriegs- und Religionsgebräuche auf der Bühne dargeſtellt wurden, u. ſ. w.

Es iſt nicht nöthig die Zeitfolge anzugeben, in welcher dieſe Mannichfaltigkeiten dem Publikum vorgeführt wurden. In einer Hinſicht iſt eine vollſtändige

wenn auch ſtufenweiſe Veränderung im allgemeinen Plane eingetreten, denn das moraliſche Drama iſt jetzt und war ſeit mehreren Jahren ſtets der Hauptzug des Vorleſungszimmers des amerikaniſchen Muſeums.

Abgeſehen von dem Verdienſte und Intereſſe der Vorſtellungen und abgeſehen von Allem was mit der Bühne in Verbindung ſteht iſt meine ſtehende Sammlung von Merkwürdigkeiten unzweifelhaft den gleichförmigen Eintrittspreis zu ſämmtlichen Unterhaltungen des Inſtituts reichlich werth und ich kann es mir daher wohl gefallen laſſen, des „Humbugs" beſchuldigt zu werden, wenn ich zeitweilige Neuigkeiten hinzufüge, um deſſen Anziehungskraft zu erhöhen. Wenn ich in meinem Muſeum eine zweifelhafte todte Seejungfer ausgeſtellt habe, ſo ſollte man nicht überſehen, daß ich auch Giraffen, ein Rhinoceros, graue Bären, Orang-Utangs, große Schlangen u. ſ. w. vorführte, worüber kein Zweifel obwalten konnte, da ſie lebten und ich glaube hoffen zu dürfen, daß ein Wenig „Spektakel" mitunter in der Geſtalt von Transparenten, Fahnen, übertriebenen Abbildungen und prahleriſchen Anzeigen durch eine Maſſe von wunderbaren, lehrreichen und unterhaltenden Wirklichkeiten aufgewogen wird. Ja ich kann nicht zweifeln, daß die hier erwähnte Art „Spektakel" zuläſſig iſt und daß es das Publikum liebt, ein Wenig davon mit den großartigen Wirklichkeiten, welche ich ihm vorführe, verbunden zu ſehen. Die Titel „Humbug" und „Fürſt des Humbug's"

wurden zuerſt von mir ſelbſt auf mich angewendet. Ich machte dieſe Titel zu einem Theile meines „Geſchäftsfonds“ und darf hier wohl eine Stelle aus den „Schickſalen der Scattergood Familie“ einem Werke des beliebten engliſchen Schriftſtellers Albert Smith anführen:

„Es iſt etwas Großes, ein Humbug zu ſein,“ ſagte Mr. Roſſett. „Man hat mich oft ſo genannt. Es heißt, die rechte Stelle beim Publicum treffen. Jeder, der das kann, wird zuverläßig von Jedem, der es nicht kann, ein Humbug genannt.“

Unter den erſten Extra-Sehenswürdigkeiten, welche ich im amerikaniſchen Muſeum aufſtellte, befand ſich ein, dem Künſtler Grain gehöriges Modell des Niagarafalles. Es war unzweifelhaft ein ſchönes Modell, welches die mathematiſchen Verhältniſſe dieſes großen Waſſerfalles, ſo wie die Bäume, Felſen und Gebäude u. ſ. w. in deſſen Nähe wieder gab. Aber das Abgeſchmackte bei der Sache beſtand in der Einführung von Waſſer, wodurch darauf Anſpruch gemacht wurde, ein Facſimile dieſes großen Naturwunders vorzuführen. Der Waſſerfall war ungefähr achtzehn Zoll hoch und Alles Uebrige im Verhältniß.

Ich geſtehe, ich fühlte hierüber ſelbſt einige Beſchämung, aber es gab eine hübſche Zeile auf dem Zettel ab und ſo kaufte ich das Modell für zweihundert Dollars. Nun kündigten meine Anzeigen unter den Sehenswürdigkeiten des Muſeums an:

Das große Modell des Niagara-Falles, mit wirklichem Waſſer!

Ein einziger Eimer Waſſer genügte für dieſes Modell auf ein ganzes Jahr, denn der Waſſerfall floß in ein Reſervoir hinter der Scene und das Waſſer wurde dem Cataract vermittelſt einer kleinen Pumpe fortwährend wieder zugeführt.

Viele Beſucher, welche die Mittel um an den Niagara zu reiſen nicht beſaßen, nahmen unzweifelhaft Veranlaſſung, das „Modell mit wirklichem Waſſer" zu beſuchen, und wenn ſie es auch ziemlich winzig fanden, ſo hatten ſie doch das ganze Muſeum, um ſich daran für ihre fünfundzwanzig Cents zu entſchädigen, und Niemand fand Etwas zu erinnern.

Eines Tages erhielt ich eine gebieteriſche Aufforderung vor dem Direktorium der Croton-Waſſerleitungs-Commiſſion am folgenden Morgen um zehn Uhr zu erſcheinen. Ich ſtellte mich pünktlich ein.

„Sir," ſagte der Präſident, „Sie bezahlen nur fünfundzwanzig Dollar jährlich für das Croton-Waſſer im Muſeum. Dieſes iſt nur beſtimmt, zu den gewöhnlichen Zwecken Ihres Inſtituts zu dienen. Wir können Ihnen das Waſſer für Ihren Niagarafall nicht ohne eine bedeutende Extra-Vergütung liefern."

Ich erſuchte „Seiner Gnaden" nicht Alles zu glauben, was er in den Zeitungen leſe, oder bei der Auslegung meiner großen Anſchlagezettel nicht zu buchſtäblich zu verfahren. Ich erklärte die Operation des

großen Waſſerfalles und erbot mich einen Dollar für jeden Tropfen Waſſers zu bezahlen, den ich für meinen Niagarafall monatlich über einen Eimer brauche, vorausgeſetzt, daß meine Pumpe in gutem Stande bliebe. Man geſtattete mir, unter einem Ausbruch herzlichen Gelächters der Commiſſion, abzutreten, in welches Seiner Gnaden der Präſident einzuſtimmen geruhte.

Ein Mal wurde ich von Louis Gaylord Clark Esq., dem witzigen und beliebten Redakteur des „Knickerbocker" beſucht, der mein Muſeum zu ſehen wünſchte. Ich hatte nie zuvor das Vergnügen gehabt, ihn zu treffen, und er ſtellte ſich ſelbſt vor. Es lag mir ſehr viel daran, daß mein Inſtitut in ſeinem beliebten Magazin „die Cenſur Nummer 1a" erhielt, und ich begleitete ihn ſelbſt durch das ganze Muſeum, wobei ich beſondere Sorge trug, alle intereſſanten Gegenſtände hervorzuheben. Wir kamen am Eingange des den Niagarafall enthaltenden Saales vorüber, als eben die Beſucher von den Vorſtellungen im Vorleſungszimmer eingetreten waren, und da ich die Pumpe arbeiten hörte, ſo wußte ich, daß der große Waſſerfall in dieſem Augenblicke in vollem Sturze war.

Ich wünſchte dieſe Ausſtellung zu vermeiden, da ich überzeugt war, daß Mr. Clark, wenn er das Niagara-Modell ſähe, von der ganzen Sache ſo angeekelt werden würde, daß er ſie in ſeinem Knickerbocker „heruntermachen" oder (was ich ſtets als viel ſchlimmer

für mich betrachte) mit „ſtiller Verachtung" übergehen werde. Da ich ſah, daß er ſich dem Eingange näherte, ſo bemühte ich mich, ſeine Aufmerkſamkeit auf einen intereſſanten Gegenſtand im andern Saale zu lenken, aber es war zu ſpät. Er hatte das Zuſtrömen der Beſucher in den „Waſſerfallſaal" bemerkt, und ſeine Neugierde, zu erfahren was dort vorging, war erregt.

„Halt, Barnum," ſagte Clark, „wir wollen ſehen, was es da giebt."

„Es iſt nur ein Modell des Niagarafalles," ſagte ich.

„O, ah, ja, ja, jetzt erinnere ich mich. Ich habe Ihre Ankündigungen und Anſchläge bemerkt, die den Niagarafall mit wirklichem Waſſer ankündigten. Ich bin etwas neugierig den Cataract in Thätigkeit zu ſehen," ſagte Clark und ſtieg im nämlichen Augenblick auf einen Stuhl, um über die Köpfe der Zuſchauer hinweg eine gute Anſicht zu erhalten.

Ich fühlte mich ſehr verblüfft, als ich dieſe Bewegung ſah und das Arbeiten der alten Pumpe hörte, deren Kreiſchen ſchlimmer als je zu ſein ſchien. Ich hielt den Athem an und erwartete den ſcharfſinnigen Redakteur dies für den einfältigſten Humbug erklären zu hören, den er je geſehen habe. Ich wurde jedoch augenblicklich eben ſo ſehr überraſcht als erfreut, als ich ihn ſagen hörte:

„Nun, Barnum, das muß ich ſagen, das iſt eine

ganz neue Idee. Ich habe noch nie etwas Aehnliches geſehen."

Ich lebte augenblicklich wieder auf, und da ich dachte, daß Louis Gaylord Clark ganz beſonders grün ſein müſſe, wenn er etwas Anziehendes an dem alten Modelle fände, ſo beſchloß ich alles Mögliche zu thun, um ſeiner Unbefangenheit beizuſtehen. „Ja," antwortete ich, „es iſt eine ganz neue Idee."

„Ich muß ſagen, daß ich noch nie in meinem ganzen Leben etwas derartiges geſehen habe," rief Clark höchſt enthuſiaſtiſch aus.

„Ich ſchmeichle mir, daß es in Bezug auf Originalität und Scharfſinn weit über allen Erfindungen neuerer Zeit ſteht," antwortete ich mit einem Gefühle des Triumphes, als ich ſah, daß ich den großen Kritiker gefangen hatte, und rechnete auf einen Puff der beſten Qualität.

„Originell!" rief der Redakteur aus. „Ja, es iſt gewiß originell. Ich habe mir nie ſo Etwas träumen laſſen; ich habe ſeit meiner Geburt nie Etwas derartiges geſehen — und ich hoffe von ganzem Herzen, daß ich es auch nie wieder ſehen werde!"

Es iſt unnöthig zu ſagen, daß ich vollkommen angeführt war, und fühlte, daß jedes gewöhnliche Schlüſſelloch viel größer ſei, als für mich zum Hindurchſchlüpfen nöthig ſein würde.

Wir verfügten uns hierauf nach dem oberen Stockwerken des Muſeums und endlich auf das Dach,

wo ich einen „ſchwebenden Garten“ angezeigt hatte, der aus zwei Kübeln mit verkrüppelten und welken Cedern und zehn bis zwölf Töpfen mit verdorrten Blumen beſtand, die von einem Dutzend kleiner Tiſche und ein Paar Stühlen zur Bequemlichkeit derjenigen Eiseſſer, welche die Schönheit der ewig jugendlichen Natur, wie ſie durch die erwähnten Kübel und Töpfe dargeſtellt wurde, würdigen konnten, eingezwängt waren.

Der Knickerbocker erſchien und ich war glücklich, als ich ſah, daß der Redakteur, während er von der durch den neuen Beſitzer des Muſeums bewieſenen Geſchäftsthätigkeit ſprach und demſelben in Ausſicht ſtellte, daß er ſein Inſtitut bald höchſt beliebt machen werde, es freundlich vermied, irgend Etwas von dem „Niagarafalle mit wirklichem Waſſer“ zu erwähnen.

Ein Paar Monate ſpäter ſtürzte Mr. Clark faſt athemlos in das Muſeum und begrüßte mich mit größter Ernſthaftigkeit folgendermaßen: „Freund Barnum, ich komme, um Sie zu fragen, ob Sie die Keule in Ihrem Muſeum haben, womit Capitain Cook erſchlagen worden iſt?“

Da ich mich erinnerte, daß ich unter den Merkwürdigkeiten der Eingeborenen eine große Anzahl indianiſcher Schlachtkeulen beſaß, und fühlte, daß ich Clark einen Scherz für ſeinen Niagarafall-Witz ſchulde,

ſo antwortete ich augenblicklich, daß ich der Eigenthümer der fraglichen Keule ſei.

„Nun, es freut mich außerordentlich das zu hören," ſagte er, „denn Sie müſſen wiſſen, daß ich lange Zeit ein ſonderbares und unwiderſtehliches Verlangen gehabt habe, dieſe Keule zu ſehen."

„Warten Sie hier ein Paar Minuten, ſo werde ich ſie Ihnen zeigen," antwortete ich.

Ich ging hinauf, um eine Partie Schlachtkeulen zu durchſuchen und wählte ſchließlich eine ſehr ſchwere, die ausſah, als ob Capitain Cook oder Jeder Andere deſſen Kopf mit ihr in Berührung gekommen wäre, damit erſchlagen worden ſein könnte. Nachdem ich eine kleine Etikette mit der Aufſchrift „Capitain Cook's-Keule" daran befeſtigt hatte, trug ich ſie zu Mr. Clark hinunter und verſicherte ihm, daß dieſes das Mordinſtrument ſei, nach welchem er gefragt hatte.

„Iſt es möglich?" ſagte er, indem er ſie in die Hand nahm. Dann ſchwang er ſie über ſeinem Kopfe und rief: „Nun, das muß ich ſagen, dies iſt ein furchtbares Inſtrument, um Jemand das Leben damit zu nehmen."

„Ja," antwortete ich ernſt, aber mit einer Empfindung geheimen Vergnügens darüber, daß ich jetzt Mr. Clark mit Intereſſen bezahlte, „ich glaube, daß ſie ihr Schlachtopfer auf den erſten Schlag getödtet hat."

„Der arme Capitain Cook!" rief Clark ſeufzend,

„Das ist ziemlich wohlfeil, lieber Junge. Es wird Ihnen jeden Tag mehr als Das extra einbringen. Ei, die ganze Geschichte ist unglaublich. Sie wird die Naturforscher in Erstaunen setzen — die ganze gelehrte Welt aus dem Schlummer wecken — und die Menge anlocken.“

„Glauben Sie das wirklich?“ fragte ich.

„Auf Ehre, ich bin davon überzeugt,“ antwortete Clark enthusiastisch. „Machen Sie einen Contract auf sechs Monate oder, wo möglich auf ein Jahr. Treten Sie dann hervor und veröffentlichen Sie die Facta über diese wunderbare Verwandlung — zeigen Sie an, daß fünftausend Dollars in sichere Hände niedergelegt worden sind, welche den Armen unserer Stadt zufallen sollen, wenn die Verwandlung nicht, wie versprochen, stattfindet und ich gebe Ihnen mein Wort, daß Ihr Museum nicht groß genug sein wird, um die Zuschauer zu fassen. Ich versichere Ihnen, daß ich glaube: Sie werden bei dem Geschäft zwanzigtausend Dollars verdienen!“

Ich dankte Mr. Clark herzlich für seinen freundlichen Rath und versicherte ihm, daß ich nicht ermangeln würde, denselben zu befolgen. „In der That,“ sagte ich, „ich hatte eine gute Meinung von der Spekulation, nur daß mir der Name des Fisches nicht gefiel. Ich glaube, das ist ein Hinderniß.“

„Bah, bah, keineswegs! was liegt am Namen?

Nichts! Der macht keinen Unterſchied. Wie heißt der Fiſch?“

„Man nennt ihn gewöhnlich Kaulquabbe,“ antwortete ich mit angemeſſener Gravität.

„Angeſchmiert, bei'm Donner!“ rief Clark, ſprang auf und die Treppe hinab.

Es iſt vielfach geglaubt worden, daß die Fidſchie-Seejungfer eine von mir ſelbſt angefertigte oder auf meine Beſtellung gemachte Merkwürdigkeit geweſen ſei. Dies iſt unbegründet. Ich war allerdings ſehr thätig dafür, ſie dem Publikum vorzuführen und da ich jetzt einmal in Geſtändnißlaune bin, ſo will ich über die Mittel und Wege, welche ich zu dieſem Zwecke brauchte „mein Herz ausſchütten.“ Zuerſt muß ich jedoch erzählen, wie ſie in meinen Beſitz kam und ihre angebliche Geſchichte mittheilen.

Der populaire Beſitzer des Boſton-Muſeums, Moſes Kimball, Esq., kam im Frühſommer 1842 zu mir nach New-York und zeigte mir einen Gegenſtand, der eine Seejungfer ſein ſollte. Er gab an, daß er ſie von einem Matroſen gekauft habe, deſſen Vater ſie als Capitain eines Boſtoner Schiffes (der Beſitzer deſſelben war Capitain John Ellery) in Calcutta im Jahre 1817 käuflich erworben hatte, da er ſie für ein ausgeſtopftes Exemplar einer wirklichen Seejungfer hielt, das, wie man ihn verſicherte, von japaneſiſchen Matroſen herrührte. Da er nicht zweifelte, daß ſie

Andern eben so merkwürdig vorkommen werde, wie ihm, und damit als einer außerordentlichen Seltenheit eine gute Speculation zu machen hoffte, so verwendete er sechstausend Dollars von den Schiffsgeldern zum Ankauf derselben, übergab das Schiff dem Steuermann und ging nach London.

Er sah sich in seinen Erwartungen getäuscht und kehrte nach Boston zurück. Da er seine Merkwürdigkeit noch immer für ein wirkliches Thier und folglich für äußerst kostbar hielt, so verwahrte er sie höchst sorgfältig und sparte die Kosten, sie zu versichern nicht, obgleich er von seinen früheren Rhedern wieder als Schiffscapitain angestellt worden war, um die aus deren Mitteln zum Ankauf der Seejungfer entnommene Summe zu ersetzen. Er starb ohne ein anderes Besitzthum zu hinterlassen und sein Sohn und Erbe, der der Erwerbung seines Vaters wenig Werth beilegte, überließ sie Mr. Kimball, der sie nach New-York brachte, damit ich sie in Augenschein nähme.

So lautete die Geschichte. Da ich meinem eignen Scharfsinn in dieser Angelegenheit nicht traute, so bat ich meinen Naturforscher um seine Meinung über die Echtheit des Thieres. Er antwortete, daß er nicht begreifen könne, wie es angefertigt sei, da er nie einen Affen mit so eigenthümlichen Zähnen, Armen, Händen u. s. w. gesehen habe, noch einen Fisch mit so sonderbaren Flossen kenne.

„Warum halten Sie es dann aber für nachgemacht?“ fragte ich.

„Weil ich nicht an Seejungfern glaube,“ antwortete der Naturforscher.

„Das ist gar kein Grund,“ sagte ich, „und deshalb will ich an die Seejungfer glauben und sie miethen.“

Dies war der leichteste Theil des Experiments. Jetzt war es nun die entscheidende Frage, wie der allgemeine Unglaube an das Dasein von Seejungfern so weit zu besiegen sei, daß die Neugierde, das Exemplar zu sehen und zu untersuchen, erweckt würde. Es mußten außerordentliche Mittel ergriffen werden, und ich wußte kein besseres Verfahren, als die Kugel in einiger Entfernung vom Anziehungspunkte in Bewegung zu setzen.

Zu gehöriger Zeit erschien im New-York Herald eine von Montgomery in Alabama datirte und dort auf die Post gegebene Mittheilung, welche die Tagesneuigkeiten, Handels- und Ernteberichte, politische Plaudereien u. s. w. und einen beiläufigen Satz über einen gewissen Dr. Griffin, den Agenten des naturhistorischen Lyceums in London, enthielt, welcher kürzlich von Pernambuco angekommen sei und sich im Besitz einer höchst außerordentlichen Merkwürdigkeit befinde, die nichts Geringeres sei, als eine bei den Fidschie-Inseln gefangene und in China ausgestopfte Seejungfer, in welch' letzterem Lande sie der Doktor

für eine bedeutende Summe für das naturhiſtoriſche Lyceum gekauft habe.

Acht bis zehn Tage ſpäter wurde in einer anderen New-Yorker Zeitung ein Brief ähnlichen Inhalts, der aus Charleston in Süd-Carolina datirt und dort zur Poſt befördert war, und natürlicher Weiſe andere Local-Neuigkeiten enthielt, veröffentlicht.

Dieſem folgte ein dritter Brief aus Waſhington, der wieder in einer anderen New-Yorker Zeitung abgedruckt wurde und in welchem noch die Hoffnung ausgeſprochen ward, daß ſich die Redakteure der Hauptſtadt erbitten würden, die außerordentliche Merkwürdigkeit zu beſichtigen, ehe ſich Dr. Griffin nach England einſchiffe.

Einige Tage nach Veröffentlichung dieſer drei Mal wiederholten Ankündigung wurde Mr. Lyman (der bei dem Geſchäft mit Joice Heth mein Gehülfe geweſen war) in einem der erſten Gaſthöfe von Philadelphia als Dr. Griffin, von Pernambuco nach London reiſend, eingetragen. Sein anſtändiges, würdiges, aber geſelliges Benehmen und ſeine Freigebigkeit machten ihm in ein Paar Tagen einen ſchönen Ruf, und als er eines Nachmittags vor ſeiner auf den folgenden Tag beſtimmten Abreiſe nach New-York ſeine Rechnung bezahlte, drückte er dem Wirthe ſeinen Dank für deſſen beſondere Aufmerkſamkeit und Höflichkeit aus. „Wenn Sie in mein Zimmer kommen wollen,“ ſagte Lyman, alias Griffin, „ſo werde ich Ihnen Et-

was ſehen laſſen, das Sie in Erſtaunen ſetzen wird.“ Worauf dem Wirthe die außerordentlichſte Merkwürdigkeit der Welt — eine Seejungfer — gezeigt wurde. Er war ſo hoch erfreut und ſein Intereſſe wurde ſo ſehr erregt, daß er dringend um Erlaubniß bat, einige ſeiner Freunde, worunter ſich mehrere Redakteurs befanden, einführen zu dürfen, um das wunderbare Geſchöpf zu ſehen.

„Obgleich ich kein Intereſſe dabei habe,“ ſagte der Merkwürdigkeiten-Sammler, „ſo wird doch dem naturhiſtoriſchen Lyceum, deſſen Agent ich bin, kein Schaden daraus erwachſen, wenn ich Ihre Bitte erfülle.“ Und folglich wurden die Einladungen für den Abend gemacht.

Den Erfolg kann man leicht aus den Spalten der Zeitungen von Philadelphia ein Paar Tage nach dieſem Beſuche bei der Seejungfer erſehen. Es genüge, daß die Liſt bewundernswürdig wirkte und die Preſſe von Philadelphia der von New-York beiſtand, eine ausgebreitete und wachſende Neugierde, die Seejungfer zu ſehen, zu erwecken.

Ich darf wohl geſtehen, daß die drei Mittheilungen aus dem Süden von mir ſelbſt geſchrieben und mit dem Auftrage, ſie am Tage ihres reſpectiven Datums zur Poſt zu geben, abgeſchickt worden waren. Dies und die übereinſtimmenden Poſtzeichen trugen viel dazu bei, den Verdacht einer Myſtification abzuwenden, und ſo beförderten die New-Yorker Redak-

teure arglos meine Pläne, um das Publikum auf die Seejungfer aufmerksam zu machen.

Jetzt kehrte Lyman mit seinem kostbaren Schatze nach New-York zurück, und nachdem er im Pacific-Hotel in Greenwich-Street als Dr. Griffin eingekehrt war, kam es bald zu den weit geöffneten Ohren der Zeitungsberichterstatter, daß die Seejungfer angekommen sei. Sie machten ihren Besuch im Pacific-Hotel, und der höfliche Agent des naturhistorischen Lyceums gestattete ihnen freundlich, ihre Neugierde zu befriedigen. Die New-Yorker Zeitungen enthielten zahlreiche Berichte über diese Untersuchungen, die sämmtlich höchst zufriedenstellend lauteten.

Ich bin überzeugt, daß die Berichterstatter und Redakteure, welche das Thier besichtigten, im guten Glauben waren, daß es das sei, wofür es ausgegeben wurde — eine wirkliche Seejungfer. Man braucht sich darüber nicht zu wundern, da, wenn sie ein Werk der Kunst war, der Affe und der Fisch so sorgfältig an einander gefügt waren, daß kein menschliches Auge den Vereinigungspunkt entdecken konnte. Das Rückgrad des Fisches zog sich in gerader und anscheinend ununterbrochener Linie bis an den Anfang des Schädels — das Haar des Thieres war mehrere Zoll tief auf die Schultern des Fisches herab gewachsen, und eine mikroskopische Untersuchung zeigte deutlich Gegenstände in Myriaden zwischen dem Haar liegend, die winzige Fischschuppen zu sein schienen. Die Zähne

und die Bildung der Finger und Hände waren wesentlich von denen jedes bekannten Affen oder Orang-Utangs verschieden, während die Stellung der Flossen von der aller den Naturforschern bekannten Fischarten abwich. Das Thier war ein häßliches, ausgetrocknetes, schwärzliches Ding und ungefähr drei Fuß lang. Der Mund war offen, der Schwanz gekrümmt und die Arme in die Höhe gerichtet, was ihm den Anschein gab, als ob es unter heftigen Schmerzen gestorben wäre.

Wenn man annimmt, was ohne Zweifel auch begründet ist, daß die Seejungfer ein Menschenwerk ist, so war sie gewiß ein höchst merkwürdiger Beweis des Scharfsinnes und unermüdlicher Geduld. Was mich anbetrifft, so hatte ich mir damals wirklich kaum die Mühe genommen, mir eine Meinung über den Ursprung des Geschöpfes zu bilden; aber ich vermuthete, daß sie das Werk eines klugen Japaners, Chinesen oder eines anderen morgenländischen Genies sei, und wahrscheinlich einer der vielen scheußlichen Gegenstände der Anbetung der Buddhisten oder Hindu's gewesen wäre.

Während ich kürzlich Etwas über die Geschichte von Japan nachlas, fand ich jedoch den folgenden Artikel in einem Werke unter dem Titel: „Sitten und Gebräuche der Japaner im neunzehnten Jahrhundert, nach den Berichten holländischer Residenten neue-

rer Zeit in Japan und dem deutſchen Werke des Dr. Ph. Fr. von Siebold":

„Ein anderer japaniſcher Fiſcher zeigte ſeinen Scharfſinn auf weniger ehrenvolle und nützliche Weiſe als Kiyemon, um aus der Vorliebe ſeiner Landsleute für alles Merkwürdige und Fremdartige Geld zu ziehen. Er verband die obere Hälfte eines Affen mit der unteren Hälfte eines Fiſches ſo genau, daß es einer gewöhnlichen Unterſuchung entging. Nun gab er vor, daß er die Seejungfer lebendig in ſeinem Netze gefangen habe, aber daß ſie bald darauf, nachdem ſie aus dem Waſſer genommen worden wäre, geſtorben ſei, und ſeine Liſt brachte ihm auf mehr als eine Art beträchtlichen Geldgewinn. Die Ausſtellung des Seeungeheuers vor der japaniſchen Neugierde machte ſich gut bezahlt; aber noch einträglicher erwies ſich die Behauptung, daß der halbmenſchliche Fiſch während der Paar Minuten, die er außerhalb ſeines natürlichen Elements gelebt hatte, geſprochen und eine gewiſſe Reihe von Jahren von wunderbarer Fruchtbarkeit voraus geſagt habe, denen eine heftige Seuche folgen werde, gegen welche der Beſitz der Abbildung der See-Prophetin das einzige Schutzmittel ſein werde. Dieſe gemalten Seejungfern gingen reißend ab. Entweder dieſes zuſammengeſetzte Thier oder ein anderes (die Folge des Erfolges des Erſten) wurde an die holländiſche Fakto-

rei verkauft und nach Batavia geschickt, wo es in die Hände eines pfiffigen Amerikaners fiel, der es nach Europa brachte und seinen Kauf dort im Jahre 1822 und 23 in allen großen Städten zur Bewunderung der Dummen, zur Verwirrung der Gelehrten und zum Nutzen seines Geldbeutels sehen ließ."

Ist die Vermuthung nicht sehr wahrscheinlich, daß sich dieser Bericht auf die nämliche, im amerikanischen Museum ausgestellte Seejungfer bezieht? Gewiß giebt die von Siebold erzählte Art und Weise, die Leute zum Kauf des Bildes zu veranlassen, meinem japanischen confrère das größte Recht auf den Ruhm und den Titel des „Fürsten des Humbug".

Man hat kleinere, aber weniger sorgfältig gearbeitete Exemplare angeblicher Seejungfern in verschiedenen Museen gesehen. Ich glaube, daß sie sämmtlich in Japan gemacht werden. Ich kaufte eins in der Peale'schen Sammlung in Philadelphia. Es verbrannte mit, als das von mir in dieser Stadt eröffnete Museum im Jahre 1851 vom Feuer zerstört wurde.

Es ist mir mitgetheilt worden, daß ein kleines Exemplar jetzt auf einem Regale des königlichen Museums indischer Alterthümer im Haag liegt. So viel ich weiß, wurde es von einem amerikanischen Schiffscapitain, der es in China erhielt, wohin es wahr-

ſcheinlich aus Japan eingeführt worden war, für die Sammlung angekauft.

Während Lyman im Pacific-Hotel die öffentliche Meinung auf die Seejungfer vorbereitete, war ich (obſchon natürlicher Weiſe im Stillen) eifrig beſchäftigt, Holzſchnitte und Transparents, ſo wie eine das wirkliche Beſtehen von Seejungfern beweiſende Broſchüre vorzubereiten, Alles in Erwartung der baldigen Ausſtellung des Exemplars des Dr. Griffin. Ich ließ drei verſchiedene Abbildungen von Seejungfern in Holz ſchneiden und zu jeder eine beſondere Beſchreibung machen, nahm ſie in zehntauſend Exemplare der Broſchüre auf, die ich drucken und ruhig in ein Hinterzimmer aufſtapeln ließ, bis die Zeit zu ihrer Benutzung kommen würde.

Nun beſuchte ich die Redakteure des New-Yorker Herald und von zwei Sonntagsblättern, und bot Jedem die unentgeldliche Benutzung eines Seejungfern-Holzſchnittes nebſt einer gut abgefaßten Beſchreibung für ſein Blatt vom folgenden Sonntag an. Ich benachrichtigte Jeden, daß ich dieſen Holzſchnitt bei der Ausſtellung der Fidſchie-Seejungfer zu benutzen gehofft habe; aber da Mr. Griffin als Agent des naturhiſtoriſchen Lyceums erkläre, daß er deren Ausſtellung in Amerika nicht geſtatten könne, ſo ſei wenig Ausſicht für mich vorhanden, und ich wolle ihm gern die Benutzung der Zeichnung und der Erklärung geſtatten. Die drei Seejungfern präſentirten ſich am

Sonntag Morgen, den 17. Juli 1842, in den drei verſchiedenen Zeitungen.

Jeder Redakteur glaubte ſeine Leſer ausſchließlich und allein mit Seejungfern zu traktiren, aber als ſie entdeckten, daß ich mit den drei verſchiedenen Zeitungen das nämliche Spiel getrieben hatte, erklärten ſie ſich für beſchuppt.

Das Seejungfern-Fieber nahm jetzt recht hübſch zu. Wenige Leſer der Stadt hatten nicht wenigſtens eine von den Illuſtrationen geſehen und da die verſchiedenen Beſchreibungen ſämmtlich direkt auf die jetzt in New-York anweſende Seejungfer des Dr. Griffin hinwieſen, ſo herrſchte ein allgemeines Verlangen, dieſelbe zu ſehen. Jetzt wurden meine zehntauſend Seejungfern-Broſchüren Jungen übergeben und in allen größeren Gaſthäuſern, Läden u. ſ. w. für einen Penny das Stück (die Hälfte der Koſten) verkauft.

Als ich das Publikum in Hinſicht auf Seejungfern für hinlänglich bearbeitet hielt, ließ ich durch einen Agenten die Concert-Halle am Broadway miethen und die Zeitungen enthielten ſofort die folgende Ankündigung:

„**Die Seejungfer nebſt anderen wunderbaren Merkwürdigkeiten der Thierwelt.** — Das Publikum wird ergebenſt benachrichtigt, daß Mr. J. Griffin, Beſitzer der Seejungfer, der kürzlich von Pernambuco angekommen iſt, auf die zahlreichen, dringenden Bitten gelehrter Männer

dieſer Stadt, eingewilligt hat, ſie dem Publikum unwiderruflich nur eine Woche lang vorzuzeigen. Er hat zu dieſem Zwecke den unter dem Namen der Concert-Halle bekannten, geräumigen Saal, Nr. 404, Broadway gemiethet, der Montag den 8. Auguſt eröffnet und beſtimmt am Sonnabend den 13. d. M. geſchloſſen werden wird.

Dieſes Thier iſt in der Nähe der Fidſchie-Inſeln gefangen und von dem gegenwärtigen Beſitzer für das naturhiſtoriſche Lyceum in London zu einem hohen Preiſe gekauft worden und wird mehr zur Befriedigung des Publikums, als des Gewinnes wegen, auf dieſe kurze Zeit ausgeſtellt. Da der Eigenthümer mehrere Jahre lang in verſchiedenen Welttheilen damit beſchäftigt geweſen iſt, wunderbare Merkwürdigkeiten der Naturgeſchichte zu ſammeln, ſo beſitzt er jetzt die nachſtehend verzeichneten, welche er zu gleicher Zeit dem Publikum zur Anſchauung vorlegen wird. Den Ornithorhinchus (oder das Schnabelthier aus Neu-Holland), welcher das Verbindungsglied zwiſchen der Robbe und der Ente bildet, den fliegenden Fiſch, in zwei verſchiedenen Arten, die eine aus dem Golfſtrom und die andere aus Weſt-Indien; dieſes Thier verbindet augenſcheinlich den Vogel mit dem Fiſch; die Ruderſchwanzſchlange aus Südamerika, die Sirene oder Schlamm-Iguana, ein zwiſchen den Reptilien und Fiſchen ſtehendes Thier, den **Proteus sanguineus**,

ein unterirdiſches Thier aus einer Höhle in Auſtralien, ſowie andere Thiere, welche Verbindungsglieder in der großen Kette der belebten Natur bilden.

Eintrittspreis fünfundzwanzig Cents."

Die Concert-Halle wurde von einer bedeutenden Anzahl von Zuſchauern beſucht und Lyman, alias Griffin zeigte die Seejungfer mit vieler Würde. Ich konnte mich der Furcht nicht erwehren, daß einige der Opfer Joice Heth's in Profeſſor Griffin den Ausſteller der „Wärterin Waſhington's" erkennen würden, aber glücklicher Weiſe trat keine ſolche Cataſtrophe ein. Der, wie in der Anzeige verkündet, von zahlreichen Verbindungsgliedern der Natur umringte Lyman mit der, durch eine Glasglocke ſicher gegen die Hände der Zuſchauer geſchützten Seejungfer, belehrte ſeine Zuhörer durch merkwürdige Berichte über ſeine Reiſen und Abenteuer, und wiſſenſchaftliche Reden über die Werke der Natur im Allgemeinen und über Seejungfern im Beſondern.

Das Publikum ſchien zufriedengeſtellt, aber da manche Leute durchaus Alles buchſtäblich nehmen und ſelbſt in Bezug auf Seejungfern keine poetiſche Licenz geſtatten wollen, ſo fand ſich manchmal ein Zuſchauer ein Wenig überraſcht, wenn er, nachdem er den großen Transparent vor der Halle geſehen hatte, der ein ſchönes, ungefähr acht Fuß langes Geſchöpf, halb Weib, halb Fiſch vorſtellte, in Wirklichkeit eine ſchwärzliche Zuſammenſtellung von Affe und Fiſch fand, die

ein Junge von ein paar Jahren bequem unter dem Arme forttragen konnte.

Mehrere Tage nach Eröffnung der Ausstellung in der Concert-Halle kam ein alter Holländer in das Museum und sagte in näselndem Tone zu mir: „Wo ist die Sähjungfer?“

„Wir haben keine Seejungfer hier, Sir,“ antwortete ich.

„Ich bin expreß von Jersey herüber gekommen, um die Sähjungfer zu sehen; ich dachte, sie wäre hier.“

Ich benachrichtige ihn, daß ich sie in der Concert-Halle am Broadway angekündigt gesehen habe. Er eilte fort, um den Gegenstand seiner Neugierde zu suchen und bemerkte, als er die Treppe hinabging: „Ich habe niemals eine Sähjungfer gesehen. Ist sie lebendig?“ Aber ich behielt meine Fähigkeit ihn über diesen Punkt aufzuklären für mich.

Gleich darauf ging ich hinauf zu der Concert-Halle um zu sehen, welchen Fortgang die Ausstellung nähme und sah, als ich eben eintrat, meinen Holländer am Fuße der Treppe ein Billet kaufen. Ich fand Lyman von zwanzig bis dreißig Damen und Herren umgeben, denen er über die Wunder der Natur, welche sich in den vor ihnen auf dem Tische liegenden Gegenständen offenbarten, eine gelehrte Rede hielt. Sie waren ganz Ohr. Jetzt trat der Holländer ein, und als er beim Umschauen nicht im Stande war, das auf

dem Transparent vor der Thüre ſo ſchön abgebildete Fiſchweib zu entdecken, näherte er ſich Lyman und ſagte, denſelben in ſeinem gelehrten Vortrage unterbrechend: „Ich möchte die Sähjungfer ſehen.“

Lyman antwortete etwas überraſcht, aber mit ſo viel Würde und Beſtimmtheit, als er aufbieten konnte: „Dies iſt die Seejungfer, Sir,“ indem er zu gleicher Zeit auf den fraglichen Gegenſtand zeigte.

Der alte Holländer ſah das kleine, häßliche Ding an und rief höchſt erſtaunt aus: „Das nennen Sie die Sähjungfer?“

„Ja, Sir, das iſt die Seejungfer,“ ſagte Lyman augenſcheinlich voll Unbehagen. Der Holländer drehte ſich mit einem verächtlichen Blicke, deſſen Gleichen ich ſelten geſehen habe, um, und rief beim Weggehen aus: „Nun, das iſt das armſeligſte Ding, das ich jemals geſehen habe.“

Ein Mal verließ Lyman das Zimmer auf ein Paar Minuten. Es waren wenige Zuſchauer zugegen und dieſe beſtanden hauptſächlich aus jungen Schülern des mediziniſchen Collegiums in Barclay-Street. Da ſie den Fiſchaffen ohne Beſchützer ſahen und zu einem Spaße aufgelegt waren, ſo hoben ſie die Glasglocke, welche die Seejungfer bedeckte, auf, und ſteckten ihr eine ungefähr einen halben Zoll weit geraucht Cigarre in den Mund. Dann ſtellten ſie die Glocke wieder hin und räumten das Feld.

Ehe Lyman zurückkehrte, waren zwanzig oder

mehr Damen und Herren eingetreten und es dürfte ſchwer ſein, ihre Empfindungen zu beſchreiben, als ſie die kleine, ſchwarze, vertrocknete Seejungfer mit einer Cigarre im Munde erblickten! Sie fühlten wahrſcheinlich, daß das Ganze ein Betrug ſei und daß der Ausſteller die Zuſchauer abſichtlich verhöhnen wolle. So viel iſt gewiß, daß es der lächerlichſte und komiſchſte Anblick war, den man ſich denken kann.

Als Lyman, der mit dem ihm geſpielten tollen Streiche völlig unbekannt war, die anſehnliche Zahl der Zuſchauer erblickte, näherte er ſich mit einer Würde, wie ſie wohl Niemand ſo gut annehmen konnte, als er, dem Tiſche und begann, ohne ſeine Augen auf die Seejungfer zu richten ſeine gewöhnliche Anrede: „Hier ſehen Sie, meine Damen und Herren, die merkwürdige Seejungfer, welche bei den Fidſchie Inſeln gefangen worden iſt. Die Seejungfer iſt lange Zeit von Vielen und auch von Naturforſchern für ein fabelhaftes Thier gehalten worden, aber der Beweis, den ich hier als Agent des naturhiſtoriſchen Lyceums in London beſitze, erhebt die Thatſache über jeden verſtändigen Zweifel, daß dieſes nämliche Thier bei den Fidſchie Inſeln in einem Fiſchernetze gefangen worden iſt. Es lebte noch gegen drei Stunden nach ſeiner Gefangennehmung.“

„Rauchte die Dame bei der Gefangennahme dieſelbe Cigarre, welche ſie ſich jetzt ſchmecken läßt?“ fragte einer der Herren.

Jetzt erſt bemerkte der arme Lyman die Cigarre,

und dies war wahrſcheinlich das erſte und einzige Mal in ſeinem Leben, wo er vollſtändig verblüfft war und kein Wort entgegnen konnte. Wenn er den Vorfall erzählte (was er ſpäter im vertrauten Freundeskreiſen mit großem Vergnügen that) erklärte er, daß er, als er jene Cigarre erblickte, zu ſchwitzen angefangen habe, als ob er eine große Wieſe abgemäht hätte, und daß bald nicht ein Faden an ſeinem Leibe mehr trocken geweſen ſei.

Die Seejungfer blieb nur eine Woche in der Concerthalle und dann wurde angekündigt, daß ſie im amerikaniſchen Muſeum „ohne Extra-Vergütung" zu ſehen wäre. Zahlreiche Transparents waren vorbereitet worden, Ankündigungen wurden mit freigebiger Hand angeſchlagen und am Montag früh wehte eine Fahne mit einer achtzehn Fuß langen Seejungfer gerade vor dem Muſeum. Lyman erblickte ſie, als er ſich langſam näherte, um die Vorſtellungen zu beginnen. Er beſchleunigte ſeine Schritte, trat in mein Comptoir und fragte: „Was, im Namen aller Gewiſſenhaftigkeit, ſoll die ungeheure Fahne?"

„Damit Niemand Broadway betritt ohne zu wiſſen, wo die Seejungfer zu ſehen iſt," antwortete ich.

„Nun, die Fahne muß herein! Niemand kann das Publikum mit unſrem vertrockneten, achtzehn Zoll langen Exemplar zufrieden ſtellen, wenn ein Bild ausgehängt wird, das ſie achtzehn Fuß lang darſtellt. Das iſt abgeſchmackt!"

„Ach, Unſinn!“ entgegnete ich, „das ſoll nur die Augen auf ſich ziehen. Niemand erwartet eine Seejungfer von der Größe zu ſehen.“

„Ich ſage Ihnen, es geht nicht!“ antwortete Lyman. „Ich meine, ich ſollte jetzt den Magen des Publikums wohl kennen, und ich ſage Ihnen, daß die Seejungfer nicht vorwärts kommt, wenn die Fahne oben bleibt.“

„Die Fahne koſtet mich mehr als ſiebzig Dollars und muß oben bleiben,“ erwiederte ich.

Lyman knöpfte entſchloſſen den Rock zu und ſagte, während er bedächtig nach der Thüre zuſchritt: „Nun gut, Mr. Barnum, wenn Sie unter der Flagge fechten wollen, ſo können Sie es thun, aber ich mag es nicht.“

„Wie, Sie wollen alſo deſertiren?“ erwiederte ich lachend.

„Ja, ich verlaſſe eine falſche Fahne, wenn ſie zu bunt iſt,“ ſagte Lyman, „und Sie werden es vor Abend gleichfalls thun,“ ſetzte er hinzu.

Ich konnte „Profeſſor Griffin“ nicht entbehren und ſah mich mit Widerſtreben genöthigt die Fahne herabzunehmen. Sie erblickte das Tageslicht nie wieder.*)

Die Seejungfer wurde ſpäter in verſchiedenen Theilen des Landes gezeigt und kehrte ſchließlich zu ihrem Eigenthümer Mr. Kimball zurück, der ihr ſeit dieſer Zeit ſtets einen hervorragenden Platz in ſeinem

*) Lyman wurde ſpäter ein eifriger Mormone und ging nach Nauvoo, wo er geſtorben iſt.

wirklich ſchönen und anziehenden Boſton-Muſeum gegeben hat. Dort wird ſie bis zum 31. März 1855 bleiben. Am 1. April dieſes Jahres (einem ſehr paſſenden Datum) wird ſie wieder in meinem amerikaniſchen Muſeum in New-York erſcheinen, wo ſie, ohne Zweifel zur Bewunderung und zum Erſtaunen vieler tauſend Gönner bis zum 1. Januar 1856 verweilen wird. Am 2. Januar 1856 wird das geheimnißvolle Fiſchweib wieder ihren alten Platz unter der Obhut ihres Eigenthümers, des ehrenwerthen Moſes Kimball (der kürzlich in den Senat des Staates gewählt worden iſt und ſo den Titel erlangt hat) einnehmen, und von dieſer Zeit an wird die Fidſchie-Seejungfer als ein hervorragendes und anziehendes Möbel im Boſtoner Muſeum verbleiben.

Daß die Dame ein anziehender Gegenſtand war, kann man aus den nachſtehenden Thatſachen und Zahlen ſchließen:

Die Einnahmen des amerikaniſchen Muſeums während der vier Wochen, unmittelbar vor Ausſtellung der Seejungfer, betrugen 1272 Dollars. Während der vier erſten Wochen der Ausſtellung derſelben belief ſich die Einnahme auf 3341 Dollars 93 Cents.*)

---

*) Die Einnahmen des Muſeums während der drei Jahre vor meiner Erwerbung ſtellen ſich im Vergleich zu den drei erſten Jahren meiner Verwaltung folgendermaßen:

Nacht in Bridgeport, wo mein Bruder, Philo F., damals das Franklin-Hotel hielt.

Ich hatte von einem außerordentlich kleinen Kinde in Bridgeport gehört und auf meine Bitte brachte mein Bruder daſſelbe nach dem Hotel. Es war das kleinſte Kind, das ich je geſehen hatte, welches allein gehen konnte. Es war keine zwei Fuß lang und wog weniger als ſechzehn Pfund. Es war ein hellängiger kleiner Burſche mit hellen Haaren und rothen Wangen, vollkommen geſund und ſymmetriſch gebaut, wie ein Apollo. Er war außerordentlich ſchüchtern, ließ ſich jedoch nach einigem Schmeicheln bewegen, ſich mit mir zu unterhalten, und theilte mir mit, daß er Charles S. Stratton heiße und ein Sohn von Sherwood E. Stratton ſei.

Er war erſt fünf Jahre alt, und wenn ich einen Zwerg von dieſem Alter zeigte, ſo hätte die Frage aufgeworfen werden können: Woher wiſſen Sie, daß er wirklich ein Zwerg iſt? Man konnte ſich allerdings einige Freiheiten mit den Thatſachen nehmen, aber ſelbſt mit dieſem Vortheile fühlte ich, daß die Sache nur ein Verſuch ſei und engagirte ihn auf die kurze Zeit von vier Wochen für drei Dollars wöchentlich — wobei alle Koſten mit Einſchluß der Reiſekoſten und des Unterhalts für ihn und ſeine Mutter auf meine Rechnung gehen ſollten.

Sie kamen in New-York am Dankſagungstage,

den 8. December 1842 an, und Mrs. Stratton war höchſt erſtaunt, als ſie ihren Sohn auf meinen Muſeumszetteln als General Tom Thumb, einen elfjährigen, ſo eben aus England angekommenen Zwerg angekündigt ſah.

Dieſe Ankündigung enthielt eine doppelte Täuſchung. Ich werde es nicht verſuchen ſie zu rechtfertigen, darf aber wohl die Umſtände zu meiner Entſchuldigung anführen. Der Knabe war unbeſtreitbar ein Zwerg, und ich beſaß das zuverläſſigſte Zeugniß, daß er ſeit einem Alter von ſechs Monaten wenig, wenn überhaupt gewachſen war, hätte ich ihn jedoch als nur fünfjährig angezeigt, ſo würde es unmöglich geweſen ſein, Intereſſe für ihn zu erregen, oder die Neugierde des Publikums zu wecken. Wonach ich ſtrebte beſtand darin, daß ich daſſelbe überzeugen wollte, daß er wirklich ein Zwerg war — und hierin wenigſtens wurde es nicht getäuſcht.

Für die Sache ſelbſt war es von keiner Wichtigkeit, wo er geboren war oder woher er kam, und wenn die Ankündigung, daß er ein Ausländer ſei, meinem Zwecke entſprach, ſo hatten es ſich die Leute nur ſelbſt zuzuſchreiben, wenn ſie beim Beſuche der Ausſtellung nicht genug für ihr Geld erhielten. Ich hatte die Vorliebe der Amerikaner für europäiſche Treibhauspflanzen bemerkt (und manchmal, wie bei Vivalla Vortheil daraus gezogen), und wenn die, durch mein Zwergexperiment eine Zeitlang ausgeübte

Zweites Kapitel.

Die Reise in Europa. — Tom Thumb.

Einschiffung nach England. — Abschieds-Gedanken. — Der Tabakskniff. — Höflichkeit für's Geld. — Ein Yankee-Führer. — Trübe Aussichten. — Ein Sonnenstrahl. — Der Werth der Zwerge. — Der Londoner Theaterdirektor. — Der zurückgewiesene Adel. — Mr. Everett. — Besuch bei Rothschild. — Der Goldregen. — Unterricht in der Etikette. — Tom Thumb bei der Königin. — Wie man rückwärts zur Thür hinausgeht. — Tom und der Pudel. — Der Prinz von Wales. — Das Königthum und Yankee-Doodle. — Vornehme Popularität. — Die Königin Witwe. — Der eiserne Herzog und Bonaparte. — Der Kaiser Nikolaus. — Die Revue bei Windsor. — Louis Philipp. — Königlicher Fleiß. — Das Schlachtfeld von Waterloo. — Die verstorbenen kriegerischen Freunde. — Ein unerwarteter Fall. — Ländlich, sittlich. — Der Regenguß. — Nachgemachte Reliquien. — Tugend macht den Mann. — Die goldnen Kälber. — Ein Tag in Gesellschaft Albert Smith's. — Wer ist Shakspeare? — Guy von Warwick. — Eine Heerde Schausteller. — Ein starkes Tagewerk. — Schlösserbesuch. — Yankee-Neugierde. — Das Glücksgebäude. — Ein amerikanischer Prinz. — Verdächtige Würste. — Anekdote über Franklin. — Elektrischer Heiligenschein. — Ausgezeichnete Amerikaner. — Der General zu Hause. — Genug für fünfundzwanzig Cents. — Reise durch die vereinigten Staaten. — Der General in Cuba. — Der Truthahn.

Am Donnerstag, den 18. Januar 1844, bestieg ich das nach Liverpool bestimmte, neue und prachtvolle

Packetſchiff Yorkſhire, Capitain D. G. Bailey. Meine Begleitung beſtand aus General Tom Thumb, ſeinen Eltern, ſeinem Lehrer und Profeſſor Guillaudeu, dem franzöſiſchen Naturforſcher. Das New-Yorker Meſſing-Muſikcorps erbot ſich freundlich, uns bis Sandy Hook das Geleite zu geben und viele von unſren Freunden begleiteten uns.

Halb Ein Uhr verkündigte die Glocke eines der Dampfboote, die unſer Schiff die Bucht hinabbugſir-ten, die Stunde der Trennung. Nun folgte die ge-wöhnliche Geſchäftigkeit, die ſchnell geſprochenen, aber oft wiederholten Abſchiedsworte, der herzliche Hände-druck der Freundſchaft — und ich geſtehe, daß ich mich in entſchieden wehmüthiger Stimmung befand.

Mein Name iſt ſo oft in Verbindung mit Vor-fällen heiterer Art genannt worden, daß mich wahr-ſcheinlich Viele kummervollen Empfindungen nicht für fähig halten, und der allgemeine Inhalt der vorliegen-den Blätter kann möglicher Weiſe dieſen Glauben be-ſtärken. Mein Geiſt neigt ſich unzweifelhaft von Na-tur zur Heiterkeit, und ich habe meine Vorliebe für das Luſtſpiel ermuntert, weil ſich der Aufmerkſamkeit eines Jeden, trotz ſeiner widerſtrebenden Bemühungen, eine hinreichende Menge Trauerſpiel aufdrängt; ich würde jedoch mehr oder weniger als ein Menſch ſein, wenn ich feierlicher Gedanken unfähig wäre, oder mich nicht oft dem nüchternen Nachdenken hingäbe, welches die ernſte Wirklichkeit des Lebens erfordert.

Ich ſpreche nicht blos von der Trennung von Freunden, oder dem Verlaſſen des Vaterlandes und der Heimath auf ein paar Monate, oder ſelbſt Jahre, ſondern von den gewöhnlicheren Veranlaſſungen aus der Erfahrung. Ich habe ſtets Zeiten eines Gefühls der Verlaſſenheit, ja ſelbſt Traurigkeit gehabt, und hoffe ſie ſtets zu haben; und obſchon viele Leute vielleicht nicht einſehen können, wie der Beruf „eines Schauſtellers" mit der Religion in Einklang gebracht werden kann, ſo muß ich doch darauf Anſpruch machen, die chriſtliche Religion ſtets geehrt zu haben. Ich verdanke dem Chriſtenthum die größte Glückſeligkeit meines Lebens und möchte um nichts auf der Welt ſeine Tröſtungen entbehren. Die Bibel iſt auf allen meinen Reiſen als „Schauſteller" meine Begleiterin geweſen, und ich habe ſie wiederholt aufmerkſam von Anfang bis zu Ende durchgeleſen. Ob mir ihre Lehren genützt haben oder nicht, iſt eine Frage, die hier nicht in Betracht kommt, aber die Lehre der Schrift vom Reiche Gottes und dem zukünftigen Leben iſt in Noth und Kummer ſtets mein größter Troſt geweſen, und ich hoffe ſie als mein höchſtes Gut zu bewahren.

Ich war in weicher Stimmung, denn die Bahn des Schiffes ging nach dem weiten Meere und ſeinen geheimnißvollen Tiefen, und mein Herz hing an meiner Heimath und meiner Familie. Ich erfaßte zum letzten Male die Hände der ſcheidenden Freunde, als

ſie auf das Bugſirboot ſtiegen und konnte meine Bewegung nicht bewältigen; als aber die Muſik die Melodie: „Heimath, ſüße Heimath!“ anſtimmte, ſtrömten meine Thränen reichlich und ſchnell.

Die Entfernung zwiſchen dem Schiffe und dem Dampfboot vergrößerte ſich ſchnell. Wir ſtanden auf dem Hinterdeck und wehten mit unſeren Taſchentüchern, und als die Töne des Yankee-Doodle deutlich über die Wogen herüberſchallten und uns begrüßten, gaben wir ein dreifaches Hurrah, und von den gemiſchten Gefühlen des Schmerzes und der Freude überwältigt, weinte ich innig. Um zwei Uhr verließ uns der Lootſe und nun war das letzte ſichtbare Band zerriſſen, das uns an die Heimath knüpfte.

Die Reiſe nach Liverpool iſt ſo oft beſchrieben worden, daß ich mich der Einzelnheiten enthalten werde. In den beiden erſten aus einer Reihe von hundert Briefen, welche ich während meines Aufenthaltes in Europa als Correſpondent des New-Yorker Atlas geſchrieben habe, liegt reiches Material vor mir, aber ich werde nur die Thatſachen und Abenteuer aufnehmen und wiedergeben, welche dazu dienen, den Faden meiner Geſchichte fortzuſpinnen.

In Folge von Windſtillen und widrigen Winden waren wir neunzehn Tage unterwegs. Ein beſſeres Schiff oder einen liebenswürdigeren Capitain hat es nie gegeben. Nur Einigen der Paſſagiere wurde das gewöhnliche Opfer für Neptun oder die Fiſche auferlegt.

legt – und ich gehörte wider Erwarten zu den Verſchonten. Es herrſchte gute Kameradſchaft und die Zeit verfloß mit ziemlicher Schnelligkeit und unter einigen Scherzen.

Unſere Reiſegefährten waren hauptſächlich engliſche Kaufleute aus Canada. Einer derſelben claſſificirte ſich unter A Nr. 1 und gab oft zu verſtehen, daß er für jeden Yankee ein wenig zu ſchlau ſei. Er prahlte ſo oft mit ſeiner Schlauheit, daß ich und ein an Bord befindlicher Yankeefreund beſchloſſen, ſie noch vor unſerer Ankunft auf die Probe zu ſtellen. Am zehnten Tage unſerer Reiſe bot ſich eine Gelegenheit hierzu. Wir hatten faſt Windſtille und die Zeit wurde uns ſehr lang. Ich erinnerte mich eines alten Yankee-Streiches und beſchloß denſelben an John Bull zu verſuchen. Nachdem ich die Sache mit meinem Bruder Yankee aus New-York verabredet hatte, ſchickte ich mich zur Ausführung an. Ich trat unter anſcheinend heftigen Zahnſchmerzen aus meiner Cajüte und fragte den Kellner, ob ſich im Medizinkaſten ein Inſtrument zum Ausziehen eines ſchmerzenden Kauwerkzeuges befinde. Da dies verneint wurde, ſo fragte ich meine Reiſegefährten, was gut gegen Zahnweh ſei. Mein Yankee Freund (und Verbündeter) empfahl Tabak zu erhitzen und dann an das Geſicht zu halten. Ich lieh deshalb etwas Tabak, wickelte ihn in ein Papier von eigenthümlicher Farbe und legte ihn auf den Ofen, um ihn zu erhitzen. Dann entfernte ich

mich auf ein Paar Minuten, während welcher Zeit der Yankee den Vorschlag machte, mir einen Streich zu spielen, indem man den Tabak ausschütte und das Papier mit Asche fülle. Der Spaß gefiel den Passagieren und der Engländer hielt ihn für sehr gut, warf sofort den Tabak in das Feuer und ersetzte ihn durch Asche.

Ich erschien bald wieder, hielt mit größter Gravität das Papier an das Gesicht und fing an als ein wahres Bild des Jammers in der Cajüte auf und ab zu gehen. Es wurde den Passagieren sehr schwer, ihre Heiterkeit zu unterdrücken. Ich hatte ein Papier mit Tabak in der Tasche, und da es von der nämlichen Farbe war, wie das, welches ich an das Gesicht hielt, so gelang es mir Beide zu vertauschen, während ich mich am äußersten Ende der Cajüte befand. Bald darauf rief der lustige Engländer aus:

„Mr. Barnum, was haben Sie in dem Papier da?"

„Tabak," antwortete ich.

„Was wollen Sie wetten, daß es kein Tabak ist?" sagte der Engländer.

„O, quälen Sie mich nicht," erwiederte ich, „mein Zahn thut mir zu weh. Ich weiß daß es Tabak ist, denn ich habe ihn selbst hinein gethan."

„Ich wette ein Dutzend Flaschen Champagner, daß es kein Tabak ist," sagte der Engländer.

„Unsinn," antwortete ich. „Ich mag nicht wet-

ten, denn es würde nicht ehrlich ſein; ich weiß, daß es Tabak iſt."

„Ich wette mit Ihnen um funfzig Dollars, daß es keiner iſt," ſagte John Bull und zählte zehn Sovereigns auf den Tiſch hin.

„Ich will nicht um das Geld wetten," erwiederte ich, „denn ich ſage, ich weiß daß es Tabak iſt; ich habe ihn ſelbſt hineingethan."

„Sie wagen es nicht, zu wetten," verſetzte er.

Endlich wettete ich um ein Dutzend Champagner, nur um ihm den Gefallen zu thun.

Der Engländer ſprang entzückt auf und ſchrie:

„Oeffnen Sie das Papier! Oeffnen Sie das Papier!"

Die Paſſagiere drängten ſich mit großer Luſtigkeit um den Tiſch, um mich das Papier öffnen zu ſehen, denn ſie glaubten ſämmtlich, mit Ausnahme des Yankee's, daß ich angeführt wäre. Ich wickelte gelaſſen das Papier auf und bemerkte:

„Da, ich habe es Ihnen geſagt, daß es Tabak iſt — wie thöricht waren Sie, zu glauben, daß es keiner ſei — denn ich habe ihn ſelbſt hineingethan."

Die Paſſagiere ſahen einen Augenblick verwundert aus — es dauerte nur einen Augenblick und dann wendete ſich das Gelächter mit doppelter Stärke gegen den Engländer. Ich habe nie in meinem Leben einen ſo närriſch ausſehenden Menſchen erblickt.

Er war in ſeine eigene Grube gefallen. Er konnte fünf Minuten lang nicht ſprechen. Endlich rief er dem Kellner zu, den Champagner zu bringen, und bemerkte gegen meinen Landsmann mit höchſt niedergeſchlagener Verachtung: „Das war ein erbärmlicher Yankee-Kniff.“ Es vergingen mehrere Tage ehe er ſeine gute Laune wieder erlangte. Zuletzt lachte er jedoch eben ſo herzlich über den Scherz als irgend Jemand von uns, aber er rühmte ſich ſeiner Extra-Schlauheit nicht wieder.

Am achtzehnten Tage der Fahrt brachte uns der Ruf: „Land ho!“ in großer Freude auf das Verdeck. Bald erſchienen die ſchneebedeckten Berge von Wales vor unſeren Blicken und drei Stunden darauf befanden wir uns wohlbehalten in den Docks von Liverpool. Auf dem Kai war eine große Menſchenmenge verſammelt und Viele fragten eifrig nach Tom Thumb, da es in Liverpool vorher bekannt geworden war, daß er auf dem Yorkſhire ankommen werde. Es gelang ſeiner Mutter, ihn ohne bemerkt zu werden, an's Land zu ſchmuggeln, denn die Leute glaubten nicht, daß er klein genug ſei, um wie ein Kind auf dem Arme getragen werden zu können.

Unſer Gepäck wurde nach dem Zollhauſe geſchafft und nachdem wir für jeden Gegenſtand, deſſen engliſchen Urſprung wir nicht beſchwören konnten, Zoll bezahlt hatten, geſtattete man uns zu gehen. Wir nahmen Zimmer im Waterloo-Hotel — dem beſten in

der Stadt — und nachdem wir einem halben Dutzend Lastträger Jedem eine halbe Krone dafür bezahlt hatten, daß sie unser Gepäck ansahen, denn nicht die Hälfte davon hatte es angerührt, spülten wir unseren Aerger mit einer Flasche Portwein hinunter und aßen zu Mittag einen edlen englischen Rindslendenbraten, nebst einer köstlichen, als „gebratene Scholle mit Garnelen-Sauce" bekannten Delikatesse.

Nach Abfertigung des Mittagsmahles gingen wir aus, um die Stadt zu besichtigen. Wenige Straßen von unserem Gasthause führten mich zu dem Nelson-Denkmale. Während ich dessen vielfache Schönheiten bewunderte, erbot sich ein ehrwürdig aussehender, wohlgekleideter, alter Gentleman freundlich, mir die verschiedenen Verzierungen und Inschriften zu erklären. Seine ganze Seele schien in dieser zur Verewigung des Ruhmes eines edlen und tapferen Helden errichteten Säule zu liegen. Während er die vielen, an diesem großen Kunstwerke so schön hervortretenden Einzelnheiten erklärte, fing ich an eine eigenthümliche Zuneigung für ihn zu fassen. Ich hatte Vieles von der Kälte und dem hochmüthigen Wesen des englischen Volkes gehört und ich freute mich, so bald im Stande zu sein, zu bezeugen, daß es schwer verläumdet worden war.

Da ist einer ihrer Soldaten, sagte ich bei mir, unzweifelhaft ein reicher und angesehener Mann, der sich freiwillig erbietet, mit der freundschaftlichsten Ver-

traulichkeit herzukommen und einem Fremden eine Stunde zu widmen, um ihm die Schönheiten eines edlen Bauwerkes zu zeigen, das seinen und seines Vaterlandes Patriotismus und Stolz befriedigt. Ich fing unwillkürlich an zu rathen, was er wohl werth sein könne und bestimmte endlich sein jährliches Einkommen auf zehntausend Pfund. Die menschliche Natur stieg in meiner Achtung um wenigstens hundert Procent, als ich bedachte, daß ein „alt englischer Gentleman" so reich und dabei so freundlich und uneigennützig sein könne. Ich erwartete schon jeden Augenblick eine Einladung, eine Woche in seinem Hause zuzubringen und in seinem prächtigen Wagen durch die Stadt zu fahren und machte ihm deshalb, voll Beschämung darüber, daß ich seiner Güte so lange zur Last gefallen war, eine dankbare Abschiedsverbeugung, als er die Hand ausstreckte und mit Bettlerstimme bemerkte, daß er für jede Vergütung, welche ich ihm für seine Mühe zu verabreichen beliebe, dankbar sein würde!

Alle meine schönen Träume von seiner Größe waren verflogen, ich steckte ihm einen Schilling in die Hand und ging mit schnellen Schritten fort, indem ich der Schnure an meinem Geldbeutel einen Extra-Ruck gab, während ich denselben in die Tasche steckte. Ehe ich zwanzig Schritte entfernt war, fielen meine Begriffe von der Erhabenheit der Menschen-Natur auf zwanzig Grad unter Null, und ich nahm es als

ausgemachte Thatsache an, daß es in England zwei Schilling und sechs Pence koste, einen Menschen anzusehen, und gerade noch einmal so viel, mit ihm zu sprechen. Es war freilich nur der erste Eindruck und ich fand bald Veranlassung mich zu erinnern, daß auch in anderen Ländern als in England „sonderbare Käuze" gedeihen.

Gegen Abend des nämlichen Tages besuchte mich ein langer, grobknochiger Mann, in meinem Hotel. Er stellte sich mir als einen Bruder Yankee vor und sagte, daß es ihm Vergnügen machen werde, mir die vielen Wunderdinge zu zeigen, welche ein Fremder in Liverpool gern sehen würde.

Ich fragte ihn, seit wie lange er schon in Liverpool wäre und er antwortete: „fast eine Woche!" Ich lehnte seine angebotenen Dienste kurz ab, indem ich bemerkte, daß ich, wenn er erst seit einer Woche in England sei, wahrscheinlich eben so viel davon wisse, wie er.

„O," sagte er, „Sie irren sich. Ich bin schon früher in England gewesen, obgleich ich erst seit Kurzem in Liverpool bin."

„In welchem Theile von England?" fragte ich.

„Dem Niagarafalle gegenüber," antwortete er. „Ich habe dort mehrere Tage mit den englischen Soldaten verlebt."

Ich lachte ihm in's Gesicht und erinnerte ihn, daß England nicht dem Niagarafalle gegenüber liege.

Der unverschämte Schlingel war einen Augenblick verwirrt, dann rief er triumphirend aus:

„Ich meinte nicht England. Ich weiß eben so gut wie Sie, was für ein Land es ist.“

„Nun, was für ein Land ist es denn?“ fragte ich, vollkommen überzeugt, daß er es nicht wisse.

„Natürlicherweise Groß-Britannien,“ sagte er.

Ich brauche nicht zu sagen, daß die Ehre seiner Begleitung als Führer durch Liverpool abgelehnt wurde, und der Bursche entfernte sich anscheinend erzürnt darüber, daß seine Fähigkeiten nicht gehörig gewürdigt worden waren.

Die erwähnten Vorfälle mögen einigermaßen die Wirkung gehabt haben, meinen Geist dadurch niederzudrücken, daß sie meine Achtung vor dem menschlichen Charakter verminderten und die Heiterkeit wurde durch einen Vorfall des nämlichen Tages und später am Abend nicht sehr befördert.

Der Eigenthümer eines billigen Wachsfiguren-Cabinets mit einem Eintrittspreise von anderthalb Penny machte mir einen Besuch. Da ihm die Ankunft der großen amerikanischen Merkwürdigkeit zu Ohren gekommen war, so hatte er die erste Gelegenheit ergriffen, um dem General und mir den Vorschlag eines Engagements zu ungefähr zehn Dollars wöchentlich zu machen, um die Anziehungskraft seines ohnehin schon merkwürdigen Cabinets noch Etwas zu erhöhen.

Ich konnte über die Neuheit des Spaßes nur lachen, und dennoch erfaßte mich Traurigkeit über den Gedanken, daß die Zwerge unter den Modeartikeln in England ziemlich niedrig im Preiſe ſtänden. Unter anderen Umſtänden würde der Schatten auf meinem Pfade ſchnell verſchwunden ſein, aber es hatte mich eine Art von Heimweh erfaßt und die Welt begann ſehr düſter auszuſehen. Ich war ein Fremder in einem fremden Lande. Meine Empfehlungsbriefe waren noch nicht abgegeben. Außer dem kleinen Kreiſe meiner Begleiter hatte ich bis jetzt weder ein bekanntes Geſicht geſehen, noch eine bekannte Stimme gehört. Die menſchengefüllten Straßen von Liverpool leerten ſich allmälig, als ſich der Schleier der Nacht auf die Erde ſenkte. Ich fühlte mich völlig einſam und muß, auf die Gefahr hin, ausgelacht zu werden, geſtehen, daß ich im Stillen heftig weinte! Meine Träume trugen mich in dieſer Nacht nach der holden Heimath.

Am folgenden Morgen leuchtete ein Sonnenſtrahl. Er war in dem folgenden Billet enthalten:

„Madame Celeſte empfiehlt ſich Mr. Barnum, und erlaubt ſich, ihm mitzutheilen, daß ihm ihre Privatloge alle Abende für ſich und ſeinen Freund zu Befehl ſteht.

Königliches Theater, Williamſon Square.“

Dieſe höfliche Einladung wurde am Abend nach dem Empfang dankbar benutzt. In der Loge neben der Celeſte's (welche von meiner Geſellſchaft mit Ein-

ſchluß des General's, der zum Theil durch den Mantel ſeines Lehrers verſteckt wurde, beſetzt war), ſaß ein engliſches Ehepaar, deſſen Aeußeres die Achtbarkeit des Verſtandes ſowohl als auch die des Reichthums anzeigte. Die Aufmerkſamkeit des Generals auf die Vorſtellung zog ihre Augen auf ſich und die Dame bemerkte gegen mich:

„Was für ein verſtändig ausſehendes Kind ſie da haben! Es ſcheint großes Intereſſe am Schauſpiel zu nehmen.“

„Ich bitte um Verzeihung, Madam,“ ſagte ich, „es iſt kein Kind. Dies iſt der General Tom Thumb.“

„Wirklich!“ riefen der Herr und die Dame in einem Athem aus. Sie hatten die Ankündigungen unſeres Beſuches geſehen, die uns in reichem Maße vorausgegangen waren und das was ſie von dem Wunderzwerge gehört hatten, wurde durch das was ſie ſahen, noch übertroffen. Die Aufrichtigkeit ihres Vergnügens war nicht zu bezweifeln, denn ſie riethen mir ſofort in den ſchmeichelhafteſten und dringendſten Ausdrücken, den General nach Mancheſter zu bringen, wo ſie wohnten, indem ſie mir verſicherten, daß ſeine Schauſtellung an dieſem Orte höchſt einträglich ſein würde.

Das iſt ein ſchöner Erſatz für das niederſchlagende Anerbieten des Wachsfigurenmannes, dachte ich; dieſe achtbaren Leute wiſſen eine Merkwürdigkeit zu

ſchätzen. Es iſt daher nicht zu verwundern, daß ich ſofort angenehme Träume von Erfolgen unter den Baumwollen-Lords von Mancheſter hatte.

Ich dankte meinen neuen Freunden für ihren Rath und ihre Ermuthigung und erlaubte mir die Frage, welchen Preis ſie mir für den Eintritt feſtzuſtellen riethen.

„Der General iſt eine ſo beſondere Merkwürdigkeit," ſagte die Dame, „daß ich glaube, Sie könnten bis auf zwei Pence gehen."

Sie wurde jedoch ſogleich durch ihren Gemahl unterbrochen, der augenſcheinlich der ſparſame Theil der Familie war. „Ich bin überzeugt, daß Sie bei dieſem Preiſe nichts gewinnen würden," ſagte er, „Sie ſollten den Eintrittspreis auf einen Penny ſetzen, denn das bezahlt man in England gewöhnlich für den Anblick von Rieſen und Zwergen."

Schlimmer und immer ſchlimmer. „Welch ein Fall war dies, meine Landsleute!" Aber die Reaction brachte mich ſofort auf die Füße, der alte Muth war erwacht, ich war wieder ich ſelbſt, und antwortete: „Niemals ſoll der Preis weniger als einen Schilling-Sterling betragen, und der engliſche Adel wird noch Gold bezahlen, um den General Tom Thumb zu ſehen!"

Ich hatte die Abſicht gehabt, unmittelbar nach London zu gehen und die Operationen, wo möglich im Hauptquartier — das heißt, im Palaſte zu be-

ginnen. Aber ich erfuhr, daß die königliche Familie wegen des Todes des Vaters des Prinzen Albert Trauer hatte und die Annäherung von Unterhaltungen nicht geſtatten würde. Meine Empfehlungsbriefe brachten mich bald in freundſchaftliche Beziehungen zu vielen ausgezeichneten Familien und ich wurde veranlaßt, einen Saal zu miethen und den General auf kurze Zeit dem Publikum von Liverpool vorzuführen.

Mittlerweile erhielt ich unter der Hand die Nachricht, daß Mr. Maddox, der Director des Prinzeſſin-Theaters ankommen werde, um meine Ausſtellung, mit der Abſicht eines Engagements in Augenſchein zu nehmen. Er kam insgeheim, aber ich war auf ſeine Gegenwart und ſeinen Zweck vorbereitet. Ein Freund zeigte ihn mir im Saale und als ich zu ihm trat und ihn bei ſeinem Namen nannte, war er ganz „verblüfft" und geſtand den Zweck ſeines Beſuches in Liverpool ein. Eine Zuſammenkunft führte ein Engagement des Generals auf drei Abende am Prinzeſſin-Theater herbei. Ich war nicht geneigt, mich auf längere Zeit zu binden und willigte in dieſes kurze, obſchon unter günſtigen Bedingungen abgeſchloſſene Engagement nur wie in ein Ankündigungsmittel.

Der General machte auf dem Prinzeſſin-Theater ſo entſchiedenes Furore, daß es ſchwer geweſen ſein dürfte, zu ſagen, wer am meiſten befriedigt war, ob die Zuſchauer, der Director oder ich. Die Erſteren waren befriedigt, weil es nicht anders ſein konnte,

der zweite, weil er bei dem Geschäft Geld verdient hatte, und ich, weil ich den sichtbaren Beweis des Erfolges in London vor mir sah. Es wurde mir für ein neues Engagement eine viel größere Summe geboten, aber mein Zweck war vollständig erreicht. Es war bekannt, daß General Tom Thumb als eine unvergleichliche Merkwürdigkeit da sei, und es blieb mir nur noch übrig, ihn „auf eig'ne Faust", zu meiner Zeit und nach meiner Art vor das Publikum zu bringen.

Ich hatte in Grafton-street, im West-End, dem Mittelpunkte der Fashion ein möblirtes Haus gemiethet. Lord Brougham und ein halbes Dutzend Familien der Vollblut-Aristokratie und viele vom niederen Adel waren meine Nachbarn. Das Haus war mehrere Jahre lang vorher von Lord Talbot bewohnt gewesen. Von dieser prächtigen Wohnung aus schickte ich den Redacteuren und verschiedenen Adeligen Einladungen, den General zu besuchen. Die Meisten kamen und wurden höchlich befriedigt. Die Bewunderung sprach sich in den hohen Kreisen sogar so lebhaft aus, daß Uneingeladene in wappengeschmückten Equipagen an meiner Thüre vorfuhren und keinen Einlaß fanden.

Dieses Verfahren war unter den gegebenen Verhältnissen, obschon einigermaßen eine politische Maßregel, weder sonderbar noch gewagt. Ich hatte noch keine öffentliche Ausstellung angekündigt, und es kam

mir als amerikaniſchem Privatmanne zu, die Würde meiner Stellung zu wahren. Ich hatte deshalb meinen nach engliſcher Sitte bordirten und gepuderten Bedienten angewieſen, Jeden, der nicht eine Einladungskarte brachte, den Zutritt in mein Haus zu verſagen, wenn der Beſuch meinem „Pflegebefohlenen" galt. Er that dies auf geeignete Weiſe und Niemand konnte ſich dadurch beleidigt fühlen, obgleich ich ſtets Sorge trug, denen, die nicht zugelaſſen worden waren, ſofort Einladungskarten zu ſenden.

In der erſten Woche unſeres Aufenthaltes in London beſuchte mich Mr. Everett, der amerikaniſche Geſandte, für welchen ich Empfehlungsbriefe hatte und fand großen Gefallen an ſeinem winzigen, aber berühmten Landsmann. Auf ſeine Einladung ſpeiſten wir am folgenden Tage bei ihm und ſeine Familie überſchüttete den jungen Amerikaner mit Geſchenken. Mr. Everett war ſo gütig, mir zu verſprechen, daß er perſönlich im Palaſte ſeinen Einfluß, in der Abſicht benutzen wolle, Tom Thumb Ihrer Majeſtät der Königin Victoria vorzuſtellen.

Ein paar Tage ſpäter ſchickte die Baronin Rothſchild Abends ihren Wagen, um uns abzuholen. Ihre Wohnung iſt ein edles Gebäude in Piccadilly, von einer hohen Mauer umgeben, durch deren Thor unſer Wagen zu dem Haupteingange fuhr. Hier wurden wir von einem halben Dutzend Bedienten empfangen, die elegant in ſchwarze Fracks und Pantalons, weiße Weſten,

Halstücher und Glacehandschuhe gekleidet waren und völlig wie Gentlemen aussahen. Ein alter Bursche trug Livree — einen schwer bordirten Rock, Kniehosen, eine große gekräuselte und gepuderte Perrücke und Alles Uebrige damit im Einklange. Die Vorhalle war glänzend erleuchtet und auf beiden Seiten mit der schönsten Bildhauerarbeit geschmückt. Wir wurden eine breite Marmortreppe hinauf geführt und unsere Namen an der Thüre des Besuchzimmers von einem elegant gekleideten Bedienten verkündet, den ich unter anderen Umständen für ein Mitglied der edlen Familie gehalten haben würde.

Als wir in das Besuchzimmer traten, erblickte mein Auge eine so glänzende Pracht, daß es mir unmöglich ist, sie zu beschreiben. Die Baronin saß auf einem prächtigen, mit reichem gemustertem Seidendamast überzogenem Sopha (mehrere ähnliche standen im Zimmer umher) und verschiedene Lords und Ladies saßen auf zierlich geschnitzten und mit Gold bedeckten Stühlen, die mit Ausnahme der Sitze von kostbarem Sammt, wirklich wie gediegenes Gold aussahen. Zu beiden Seiten des Kamins standen Marmorstatuen, rechts davon befanden sich Glasschränke, welche Urnen, Vasen und tausend andere aus Gold, Silber, Diamanten, Alabaster, Perlmutter u. s. w. gemachte Dinge von der schönsten Arbeit enthielten. Der Mitteltisch und mehrere Tische von der Größe und fast der Gestalt von Pianofortes, die sämmtlich mit Gold be-

deckt oder von Ebenholz gemacht und dicht mit Perlen von verſchiedenen Farben eingelegt waren, trugen eine Laſt von Bijoux jeder Art, die an Eleganz Alles übertrafen, was ich mir jemals hatte träumen laſſen. Die Stühle an dem einen Ende des Zimmers waren von Ebenholz, mit Perlen und Gold eingelegt und mit eleganten Damaſtkiſſen verſehen. Die Wände waren getäfelt und ſchwer vergoldet, die Vorhänge und Verzierungen von der koſtbarſten Art. Die ungeheuren Kron- und Wandleuchter zu beſchreiben, liegt außer meiner Macht und ich bekenne meine gänzliche Unfähigkeit einen richtigen Begriff von dem Glanze zu geben, in welchem die Gattin des reichſten Bankiers der Welt lebte.

Hier verweilten wir ungefähr zwei Stunden. Es waren gegen zwanzig Lords und Ladies zugegen. Als ich Abſchied nahm, wurde mir eine elegante und wohlgefüllte Börſe in die Hand gedrückt, und ich fühlte, daß der goldne Regen zu fallen anfing!

Dies konnte keine Täuſchung ſein, denn genau der nämliche Streich wurde mir kurz darauf in dem Hauſe des Mr. Drummond, eines anderen reichen Bankiers geſpielt.

Jetzt miethete ich die „Egyptian-Hall" in Piccadilly und der Anzeige meiner unvergleichlichen Schauſtellung folgte bald ein Andrang von Zuſchauern, unter welchen der Reichthum und die Modewelt von London ſtark vertreten war.

Ich traf dieſe Anordnung, weil ich (wegen des oben erwähnten Grundes) wenig Hoffnung hatte, bald der Königin vorgeſtellt zu werden, aber Mr. Everett's großmüthiger Einfluß verhalf mir zur Erreichung meiner Abſicht.

Auf ſeine Einladung frühſtückte ich eines Morgens bei ihm mit Mr. Charles Murray, einem Schriftſteller von gutem Rufe, der das Amt eines königlichen Hofmeiſters bekleidete.

Im Verlaufe des Geſpräches erkundigte ſich Mr. Murray nach meinen Plänen und ich benachrichtigte ihn, daß ich beabſichtige in Kurzem nach dem Continente zu gehen, obſchon ich mit Vergnügen dableiben würde, wenn der General eine Zuſammenkunft mit der Königin haben könne, und ſetzte hinzu, daß ein ſolches Ereigniß von großer Wichtigkeit für mich ſein würde.

Mr. Murray bot mir freundlich ſeine Vermittelung an, und bald darauf brachte mir ein Leibgardiſt, ein großer, edel ausſehender, ſeiner Stellung angemeſſen geſchmückter Mann ein Billet, welches die Einladung für General Tom Thumb und ſeinen Führer Mr. Barnum enthielt, an einem näher bezeichneten Abend im Buckingham-Palaſte zu erſcheinen. Am nämlichen Tage überbrachte mir Mr. Murray auf den Befehl Ihrer Majeſtät die ſpecielle Anweiſung, daß ich den General ſo vor ihr erſcheinen laſſen ſolle, wie er vor jedem Anderen auftreten würde, ohne alle Abrich-

tung im Gebrauche der königlichen Titel, da ihn die Königin natürlich und ungezwungen handeln sehen wolle.

Ich war entschlossen, aus dieser Gelegenheit so viel Nutzen zu ziehen, als möglich, und schlug an der Thüre der Egyptian Hall ein Plakat an: „Für heute Abend geschlossen, da sich der General Tom Thumb auf Befehl Ihrer Majestät im Buckingham-Palaste befindet."

Bei der Ankunft im Palaste unterrichtete mich der diensthuende Lord über die Art und Weise, wie ich mich in der königlichen Gegenwart verhalten solle. Ich sollte alle Fragen Ihrer Majestät durch ihn beantworten und auf keinen Fall direkt zu der Königin sprechen. Bei'm Fortgehen sollte ich rückwärts schreiten, indem ich Ihrer Majestät stets das Gesicht zuwende, und der edle Lord gab mir gütigst eine Probe dieser rückgängigen Bewegung. In wie fern ich von seinen Lehren und seinem Beispiele Nutzen zog, wird man gleich sehen.

Wir wurden durch einen langen Gang zu einer breiten Marmortreppe geführt, welche uns zu der herrlichen Gemälde-Gallerie der Königin brachte, wo Ihre Majestät und Prinz Albert, die Herzogin von Kent und zwanzig bis dreißig Personen vom Adel unsere Ankunft erwarteten. Als die Thüren geöffnet wurden, standen sie am äußersten Ende des Gemaches, und der General täppelte herein, wobei er wie eine

mit Bewegungskraft begabte Wachs-Puppe aussah. Ueberraschung und Vergnügen malten sich auf den Gesichtern des königlichen Cirkels, als man dieses Menschenatom um so viel kleiner erblickte, als man augenscheinlich erwartet hatte.

Der General näherte sich mit festen Schritten, und als er auf Gehörweite gekommen war, machte er eine zierliche Verbeugung und rief: „Guten Abend, meine Damen und Herren!"

Diese Begrüßung rief einen Ausbruch von Gelächter hervor. Nun faßte ihn die Königin bei der Hand, führte ihn durch die Gallerie und that viele Fragen an ihn, deren Beantwortung die Gesellschaft in ununterbrochener Heiterkeit erhielt. Der General benachrichtigte die Königin vertraulich, daß ihre Gallerie vom „ersten Range" sei, und sagte ihr, daß er gern den Prinzen von Wales sehen möchte. Die Königin antwortete, daß sich der Prinz zur Ruhe begeben habe, daß er ihn aber bei einer späteren Gelegenheit sehen solle. Dann führte der General seine Lieder, Tänze, Nachahmungen u. s. w. auf, und nach einer Unterhaltung mit Prinz Albert und sämmtlichen Anwesenden, die länger als eine Stunde dauerte, erhielten wir Erlaubniß, uns zu entfernen.

Ehe ich die Procedur und die Ereignisse des „Rückwärtshinausgehens" beschreibe, muß ich bekennen, wie schwer ich die Rathschläge des dienstthuenden Lords mißachtete. Während Prinz Albert und

Andere mit Tom beſchäftigt waren, erſuchte mich die Königin um Nachricht über deſſen Geſchichte u. ſ. w. Zwei bis drei Fragen wurden auf die bei meinem Unterricht angegebene Weiſe geſtellt und beantwortet. Dies war ein umſtändlicher Weg, die Sache zu betreiben, der mir ganz und gar nicht gefiel, und ich vermuthe, daß der dienſtthuende Lord tief entſetzt, wo nicht beleidigt wurde, als ich die Rede direkt an Ihre Majeſtät richtete. Sie ſchien jedoch nicht geneigt zu ſein, meine Kühnheit zurückzuweiſen, denn ſie ſprach ſofort unmittelbar zu mir, um die gewünſchten Nachrichten zu erhalten. Ich fühlte mich in ihrer Gegenwart vollkommen behaglich und konnte nicht umhin, einen Vergleich zwiſchen ihrem verſtändigen und liebenswürdigen Weſen und der Steifheit und Förmlichkeit der Emporkömmlings-Ariſtokratie in unſerem Lande und anderwärts anzuſtellen.

Die Königin war einfach in Schwarz gekleidet und trug keinen Schmuck. Ein Fremder würde ſie, umgeben von Damen, die mit der höchſten Pracht gekleidet waren und deren Anzüge von Diamanten funkelten, gewiß für die letzte Perſon in dieſem Kreiſe angeſehen haben, welche die Königin von England hätte ſein können.

Der dienſtthuende Lord wurde vielleicht wieder mit mir ausgeſöhnt, als er mich bei der Entfernung aus der königlichen Gegenwart ſein erhabenes Beiſpiel befolgen ſah. Er war an die Procedur gewöhnt

und deshalb im Stande, Etwas vor mir (oder vielmehr hinter mir) zu bleiben, aber ſelbſt ich ging noch Etwas zu ſchnell für das andere Mitglied der abtretenden Geſellſchaft. Wir mußten in dieſer langen Gallerie eine beträchtliche Strecke gehen, ehe wir die Thüre erreichten, und ſo oft der General gewahr wurde, daß er das Terrain verlor, drehte er ſich um und lief einige Schritte weit, dann nahm er ſeine Stellung des „Rückwärtshinausgehens" wieder an, hierauf drehte er ſich nochmals um und lief, und fuhr auf dieſe Art fort, in ſeinem Verfahren an die Thüre zu gelangen abzuwechſeln, bis die Gallerie wirklich von dem Lachen der königlichen Zuſchauer widerhallte. Es war ſicherlich, und beſonders der Schlußakt, eines der unterhaltendſten Schauſpiele, das ich jemals geſehen habe. Das Laufen war unter den gegebenen Verhältniſſen ein hinreichend ſchweres Vergehen, um die Entrüſtung des Lieblingspudels der Königin zu wecken, und er gab ſein Mißfallen durch ein ſo ſcharfes Bellen zu erkennen, daß der General die Faſſung verlor. Er ſammelte ſich jedoch augenblicklich wieder und machte mit ſeinem kleinen Stocke einen Angriff auf den Hund, aus welchem ein ſpaßhafter Kampf hervorging, der die Heiterkeit der königlichen Geſellſchaft auf's Neue hervorrief und erhöhte.

Dies geſchah in der Nähe der Ausgangsthüre. Wir waren kaum in das Vorzimmer getreten, als eine der Damen der Königin zu uns kam und uns

ſagte, Ihre Majeſtät hoffe, daß der General keinen Schaden genommen habe, und der dienſtthuende Lord ſetzte ſcherzhaft hinzu, daß er im Falle der Verletzung einer ſo berühmten Perſon eine Kriegserklärung der Vereinigten Staaten fürchten würde.

Die Aufmerkſamkeiten des Palaſtes waren noch nicht erſchöpft, denn man geleitete uns in ein Zimmer, wo Erfriſchungen für uns bereit ſtanden. Wir erwieſen den Gerichten volle Ehre, obgleich mein Geiſt mehr mit der Zukunft als mit dem Genuſſe der Gegenwart beſchäftigt war. Es lag mir daran, daß das „Court Circular“ des folgenden Tages mehr als blos eine Zeile in Bezug auf die Zuſammenkunft des Generals mit der Königin enthalten möge, und auf meine Frage erfuhr ich, daß der Herr, dem dieſer Theil der Zeitung oblag, eben im Palaſte ſei: Derſelbe erſchien auf meine Bitte und gewährte mir bereitwillig mein Geſuch um eine Notiz, welche die Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen würde. Er forderte mich ſogar großmüthig auf, ihm einen Umriß deſſen, was ich wünſchte, zu geben, und ich ſah ſpäter mit Vergnügen, daß er meine Notiz wörtlich aufgenommen hatte.

Der erhöhte Andrang nöthigte mich, einen geräumigeren Saal zu meiner Schauſtellung zu nehmen. Ich ging deshalb in das größere Zimmer des nämlichen Gebäudes, welches unſer Landsmann Mr. Catlin einige Zeit vorher für ſeine große Gallerie von

Portraits amerikaniſcher Indianer und indianiſcher Merkwürdigkeiten inne gehabt hatte, die ſämmtlich als Ausſchmückung dablieben.

Bei unſerem zweiten Beſuche bei der Königin wurden wir in dem ſogenannten „gelben Beſuchzimmer" empfangen; dies iſt ein prächtiges Gemach, das an Glanz und Reichthum Alles Derartige übertrifft, was ich jemals geſehen habe. Es liegt auf der Nordſeite der Gallerie, durch welche man zu demſelben gelangt. Es war mit Tapeten von koſtbarem, gelben Seiden-Damaſt ausgeſchlagen, und die Lehnſtühle, Sophas und Stühle mit demſelben Stoffe überzogen. Die Vaſen, Urnen und Verzierungen waren ſämmtlich nach modernen Façons und von der ausgezeichnetſten Arbeit. Das Zimmer war in Gold getäfelt, und die ſchweren Frieſe ſchön geſchnitzt und vergoldet. Die Tiſche, Pianofortes u. ſ. w. waren mit Gold verziert, und mit Perlmutter von verſchiedener Farbe in den elegenteſten Zeichnungen ausgelegt.

Wir wurden in dieſes prachtvolle Zimmer geführt, ehe die Königin und der königliche Cirkel das Speiſezimmer verlaſſen hatten, und als ſie ſich näherten, verbeugte ſich der General ehrerbietig und bemerkte gegen Ihre Majeſtät, daß er ſie ſchon geſehen habe, indem er hinzu ſetzte: das Zimmer hier kommt mir ſchöner vor als die Gemäldegallerie; der Kronleuchter dort iſt ſehr ſchön.

Die Königin erfaßte lächelnd seine Hand und sagte, sie hoffe, daß er sich wohl befinde.

„Ja, Madam," antwortete er, „ich befinde mich ausgezeichnet."

„General," fuhr die Königin fort, „dies ist der Prinz von Wales."

„Wie befinden Sie sich, Prinz?" sagte der General, indem er ihm die Hand schüttelte; dann stellte er sich neben den Prinzen und bemerkte: „Der Prinz ist größer als ich, aber ich fühle mich eben so groß wie jeder Andre," worauf er unter dem lauten Gelächter aller Anwesenden stolz wie ein Pfau im Zimmer auf- und abschritt.

Nun stellte ihm die Königin die älteste Prinzessin vor, und der General führte sie sofort zu seinem kleinen, elegauten Sopha, welchen wir mitgenommen hatten und setzte sich mit großer Höflichkeit neben sie. Bald darauf erhob er sich und gab seine verschiedenen Vorstellungen, wie früher, zum Besten, worauf ihm die Königin ein elegantes und kostbares Souvenir einhändigte, das auf ihren Befehl besonders für ihn gemacht worden war — wofür er, wie er zu ihr sagte, „ihr sehr verbunden wäre, und er würde es aufbewahren, so lange er lebe."

Die Königin von Belgien (die Tochter Louis Philipp's) war bei dieser Gelegenheit anwesend. Sie fragte den General, wohin er von London ginge.

„Nach Paris," antwortete er.

„Wen erwarten Sie dort zu ſehen?“ fuhr ſie fort.

Jedermann erwartete natürlicher Weiſe, daß er antworten werde: „Den König von Frankreich,“ aber der kleine Burſche erwiderte:

„Ich werde in Paris Monſieur Guillaudeu ſehen.“

Die beiden Königinnen blickten mich fragend an, und als ich ſie benachrichtigte, daß Monſieur Guillaudeu mein franzöſiſcher Naturforſcher ſei, der mir nach Paris vorausgegangen war, lachten ſie auf das Herzlichſte.

Bei unſrem dritten Beſuche im Buckingham-Palaſte war der König von Belgien gleichfalls zugegen. Er war hoch erfreut und that eine Menge Fragen. Die Königin Victoria forderte den General auf ein Lied zu ſingen und fragte ihn, welches Lied er am liebſten ſinge.

„Den Yankee-Doodle,“ antwortete er ſchnell.

Dieſe Antwort war mir eben ſo unerwartet, wie der königlichen Geſellſchaft. Als ſich die dadurch hervorgerufene Heiterkeit etwas gelegt hatte, bemerkte die Königin gutgelaunt: „Das iſt ein ſehr hübſches Lied, General, ſingen Sie es, wenn es Ihnen beliebt.“ Der General that es, und wir zogen uns bald darauf zurück.

Ich muß noch bemerken, daß mir nach jedem unſrer drei Beſuche im Buckingham-Palaſte ein hübſches Douceur, natürlicher Weiſe auf Befehl der Königin,

zugeſchickt wurde. Dies war jedoch der geringſte der aus dieſen Vorfällen entſpringenden Vortheile, wie Jedem einleuchten wird, der die Macht des Beiſpieles des Hofes in England in Betracht zieht.

Das engliſche Publikum war jetzt hinlänglich angeregt. Es wurde für entſchieden unfaſhionable erklärt, den General Tom Thumb nicht geſehen zu haben, und vom 20. März bis zum 20. Juli waren die Levers des kleinen Generals in der Egyptian-Hall fortwährend überfüllt, wobei die Einnahmen durchſchnittlich ungefähr fünfhundert Dollars den Tag betrugen, und manchmal dieſe Summe bedeutend überſtiegen. Während der faſhionablen Stunde hat man oft zwiſchen funfzig und ſechzig adlige Equipagen zugleich vor unſrem Ausſtellungslocale in Piccadilly gezählt.

In ſämmtlichen illuſtrirten Blättern jener Zeit erſchienen Portraits des Generals. Polkas und Quadrillen wurden nach ihm benannt, und Lieder zu ſeinem Ruhme geſungen. Er gab dem „London Punch" faſt fortwährend Stoff, und der General und ich wurden von demſelben ſo zierlich aufgetiſcht, daß es ohne Zweifel nicht wenig zur Erhöhung unſrer Einnahmen beitrug.

Die Ausgaben für den Saal betrugen nur vierundvierzig Pfund monatlich, und unſere Familienausgaben beliefen ſich, da wir jetzt eine eigne Haushaltung fürten, nur durchſchnittlich auf ein Pfund die Per-

ſon jede Woche. Unſer ſämmtlicher Aufwand, einſchließlich der Druckkoſten und Allem zu der Schauſtellung Gehörigen, berechne ich auf funfzig Dollars täglich.

Außer ſeinen drei öffentlichen Vorſtellungen jeden Tag, beſuchte der kleine General wöchentlich drei bis vier Privatgeſellſchaften, für welche wir jedes Mal acht bis zehn Guineen erhielten. Wir beſuchten oft zwei Geſellſchaften am nämlichen Abend, und konnten die Nachfrage in dieſer Hinſicht nicht vollſtändig befriedigen.

Eines Nachmittags erſuchte die Königin Witwe Adelaide, den General um ſeinen Beſuch in Marlborough-houſe. Er ging in ſeinem Hofcoſtüm, das aus einem reichgeſtickten braunen Frack von Seiden-Sammt und kurzen Beinkleidern, weißſeidner Weſte mit bunter Stickerei, weißen ſeidnen Strümpfen und Schuhen, Perrücke, Haarbeutel, dreieckigem Hute und einem Galadegen beſtand.

„Ei, General,“ ſagte die Königin Witwe, „Sie kommen mir heute prächtig aufgeputzt vor.“

„Das glaube ich wohl,“ meinte der General ſelbſtgefällig.

Es war eine große adlige Geſellſchaft zugegen. Der alte Herzog von Cambridge bot dem kleinen General eine Priſe an, welche er ablehnte.

Der General ſang zur großen Unterhaltung und zum Entzücken des hohen Kreiſes der Beſucher ſeine

Lieder, führte ſeine Tänze aus gab ſeine Scherze zum Beſten.

„Lieber, kleiner General," ſagte die gutherzige Königin, indem ſie ihn auf den Schooß nahm, „ich ſehe, daß Sie keine Uhr haben. Wollen Sie mir erlauben, Ihnen eine Uhr mit Kette zu verehren?"

„Das würde mir viel Vergnügen machen," antwortete der General und ſeine Augen leuchteten bei dieſen Worten vor Freude.

„Ich werde ſie ganz beſonders für Sie anfertigen laſſen," erwiderte die Königin Witwe und rief ſofort ihren Freund, Lord H**, herbei, um ihn zu erſuchen, dafür Sorge zu tragen, daß der betreffende Befehl ausgeführt werde. Einige Wochen ſpäter wurden wir wieder nach Marlborough-houſe gerufen.

Es waren eine Anzahl adliger Kinder, ſo wie mehrere von deren Eltern zugegen. Nachdem die Königin Adelaide einige Komplimente mit dem General gewechſelt hatte, überreichte ſie ihm eine ſchöne, kleine, goldne Uhr, deren Kette ſie ihm eigenhändig um den Hals ſchlang. Der kleine Burſche war entzückt und wußte kaum, wie er ſeinen Dank ausdrücken ſollte. Die gute Königin gab ihm vortreffliche moraliſche Rathſchläge, die er genau zu befolgen verſprach. Es macht mir wirklich Vergnügen, hier bemerken zu können, daß ich den General nie in ſeinem Leben ein gemeines oder läſterliches Wort habe ausſprechen hören.

Seine Sittlichkeit ist in jeder Hinsicht tadellos, und sein Charakter höchst liebenswürdig.

Nachdem er seine Vorstellungen gegeben hatte, entfernten wir uns, und die aus den Händen der Königin Witwe empfangene Uhr, wurde nicht nur gebührend ausposaunt, sondern auch mit den von der Königin Viktoria erhaltenen Geschenken im Ausstellungslocale auf ein Piedestal gelegt und mit einer Glasglocke bedeckt. Diese Geschenke, zu welchen bald eine elegante goldene, mit Türkisen besetzte Schnupftabaksdose von dem Herzog von Devonshire und viele andere kostbare und prächtige Gaben des hohen und niedern Adels kamen, erhöhten die Anziehungskraft der Schaustellung nicht wenig. Der Herzog von Wellington kam häufig, um den kleinen General bei seinen öffentlichen Levers zu besuchen. Bei seinem ersten Besuche stellte der General Napoleon Buonaparte vor, indem er auf der Bühne hin und her ging und dem Anscheine nach in tiefem Nachdenken schnupfte. Er war in volle Uniform gekleidet. Ich stellte ihn dem „eisernen Herzoge" vor, der nach dem Grunde seines Nachdenkens fragte. „Ich dachte eben an den Verlust der Schlacht bei Waterloo," lautete die augenblickliche Antwort des kleinen Generals. Dieser glänzende Witz machte die Runde durch das ganze Land und war für die Ausstellung allein Tausende von Pfunden werth.

Während wir uns in London aufhielten, besuchte

im Juni 1844 der Kaiſer von Rußland die Königin Victoria. Ich habe ihn bei verſchiedenen öffentlichen Anläſſen geſehen.

Ich war am 5. Juni bei einer großen Revue der königlichen Haustruppen, die zu Ehren und in Gegenwart des Kaiſers von Rußland und des Königs von Sachſen im Windſor-Park gehalten wurde, anweſend. Die letztere königliche Perſon, ſo wie Ibrahim Paſcha hatte General Tom Thumb in der vorhergehenden Woche beſucht.

Der Weg nach Windſor bot dem Blicke eine faſt ununterbrochene Reihe von Fuhrwerken und Fußgängern dar, und erinnerte mich an den Weg nach Epſom am Derbytage, wo ich dem Wettrennen beiwohnte, für deſſen Beſchreibung ich jedoch keinen Platz habe. Die Königin kam mit ihren hohen Gäſten gegen Mittag im großen Park von Windſor an. Die Annäherung des königlichen Zuges wurde durch den Zuruf von Hunderten von Zuſchauern verkündet. In einem der Wagen befand ſich der Prinz von Wales und die königlichen Prinzeſſinnen. Der Kaiſer von Rußland ritt vor dem Wagen der Königin, ihm zur Rechten der König von Sachſen und zu ſeiner Linken Prinz Albert, der ſeine Feldmarſchalls-Uniform trug. Der Kaiſer war in eine dunkelgrüne, ruſſiſche Uniform gekleidet und trug einen ſchwarzen Helm mit weißen Federn. Unmittelbar hinter dem Kaiſer folgte der Herzog von Wellington zu Pferde, umgeben von Edel-

leuten und Officieren in Uniform. Zwiſchen dieſen ritt Sir Robert Peel und ſein gewöhnlicher blauer Frack nebſt gelber Weſte ſtachen auffallend gegen die glänzenden Anzüge rings um ihn ab. Der Herzog von Cambridge befand ſich in der Nähe des Kaiſers.

Bei den verſchiedenen Beſuchen, welche wir im Laufe der Saiſon abſtatteten, trafen wir faſt den ganzen Adel. Ich glaube nicht, daß es ein einziges Mitglied der Ariſtokratie unterließ, den General Tom Thumb entweder bei ſich, bei einem Freunde, oder bei ſeinen öffentlichen Levers zu ſehen.

Bei einigen der erſten Perſonen des Landes war er ein großer Liebling. Unter dieſen will ich nur erwähnen: Sir Robert und Lady Peel, den Herzog und die Herzogin von Buckingham, die Herzöge von Bedford und von Devonſhire, Graf d'Orſay, Lady Bleſſington, Daniel O'Connell, Lord Adolph Fitzclarence, Lord Cheſterfield, Mr. und Mrs. Joſhua Bates von der Firma Gebrüder Baring u. ſ. w. u. ſ. w.

Wir hatten freien Eintritt zu allen Theatern, öffentlichen Gärten und Unterhaltungsörtern und ſahen häufig die hervorragendſten Künſtler, Redacteure, Dichter und Schriftſteller des Landes.

Albert Smith war und iſt einer meiner beſonderen Freunde. Er ſchrieb ein Schauſpiel unter dem Titel: „Hop o'my Thumb“ (der kleine Däumling) für den General, welches derſelbe mit großem Bei-

falle auf dem Lyceum-Theater in London und auf mehreren Provinzialtheatern aufführte. Wir waren über drei Jahre von Amerika abwesend und besuchten fast jede Stadt in England und Schottland, so wie Belfast und Dublin in Irland*). In Dublin betrugen unsere Einnahmen am letzten Tage, nachdem wir während der vorhergehenden Woche in der Rotunde Vorstellungen gehalten hatten, zweihunderteinundsechzig Pfund Sterling. Außerdem erhielten wir an demselben Abend für das Auftreten auf dem königlichen Theater funfzig Pfund Sterling. Auch in Frankreich besuchten wir fast alle Städte, und in Belgien Brüssel und verschiedene andere Orte, in welch' letzterer Stadt wir vor dem König Leopold und der Königin in ihrem Palaste erschienen.

In Frankreich besuchten wir den König Louis Philipp und die königliche Familie zu vier verschiedenen Malen und verfügten uns außerdem noch zu unserem eigenen Vergnügen auf erhaltene Einladung am Geburtstage des Königs nach den Tuilerien, um das Feuerwerk u. s. w. anzusehen. Louis Philipp und die Königin, so wie die Schwester des Königs, Madame Adelaide, waren außerordentlich gütig und freundlich gegen den General und machten ihm viel-

*) Ich hatte O'Connell öfters im Privatleben getroffen, aber hier hörte ich ihn eine höchst kraftvolle und beredtsame „Repeal"-Rede in der Bürgerhalle halten.

Bayerische Staatsbibliothek München

fache werthvolle Geſchenke, und die Herzogin von Orleans und andere Glieder der königlichen Familie thaten ein Gleiches. Louis Philipp unterhielt ſich ganz offenherzig mit mir über Amerika, ſagte mir, daß er in den Wigwams mehrerer indianiſcher Stämme geſchlafen habe und die ganze Familie ſprach ſo ungezwungen und war ſo fern von aller Ceremonie, wie jede andere anſtändige Familie.

Bei unſerem letzten Beſuche dieſer ausgezeichneten Familie, der im Palaſte von St. Cloud, fünf Meilen von Paris ſtattfand, hatte ich einen Anblick, der meinen Augen wohl that, und dem engliſchen Adel ſowie unſerer amerikaniſchen Ariſtokratie zur Lehre dienen könnte.

Der kleine General verbrachte eine Stunde bei der königlichen Familie, die an dieſem Abende nicht allein den König und die Königin und Madame Adelaide umfaßte, ſondern auch die Herzogin von Orleans mit ihrem Sohne, dem Grafen von Paris, den Prinzen Joinville, den Herzog und die Herzogin von Nemours, die Herzogin von Aumale u. ſ. w. Alle machten ihm beim Abſchiede Geſchenke, erſtickten ihn faſt mit Küſſen und wünſchten ihm glückliche Reiſe und ein langes, frohes Leben. Bei dieſer einzigen Gelegenheit (und zwar auf die beſondere Aufforderung des Königs) ſtellte der General in Frankreich Napoleon Bonaparte in vollem Coſtüm vor. Nachdem wir

uns von der königlichen Gesellschaft verabschiedet hatten, verfügten wir uns nach einem anderen Theile des Palastes, um den Anzug des Generals zu wechseln und einige Erfrischungen einzunehmen, welche für uns bereit gehalten worden waren. Eine halbe Stunde später, als wir im Begriff standen, den Palast zu verlassen, gingen wir durch eine nach der Eingangsthüre führende Halle und kamen hierbei an dem Wohnzimmer vorüber, wo die königliche Familie den Abend zubrachte. Die Thüre stand offen, und da Einige den General erblickten, so riefen sie ihm zu, herein zu kommen und ihnen noch eine Hand zu geben. Wir traten in das Zimmer und fanden die königlichen Damen, jede mit zwei Lichtern vor sich, um einen viereckigen Tisch sitzend und sämmtlich, mit Einschluß der Königin mit Stickereien beschäftigt, während ihnen eine junge Dame Etwas zu ihrer Erbauung vorlas. Es thut mir leid, sagen zu müssen, daß dies wohl ein Anblick ist, den man selten in aristokratischen Familien auf beiden Seiten des Oceans hat. Auf den Kirchen-Bazars in Paris habe ich oft Stickereien zum Verkauf ausgestellt gesehen, welche die Aufschrift trugen, daß sie von der Herzogin von Orleans, Madame Adelaide, der Herzogin von Nemours u. s. w. gearbeitet und eingesendet wären.

In Paris machte der General als Schauspieler großes Glück. Er spielte zwei Monate lang auf einem der größten Theater in einem besonders für

ihn geſchriebenen franzöſiſchen Luſtſpiele unter dem Titel: „Petit Poucet“ *).

Von Paris aus durchreiſ'ten wir Frankreich. Zu dieſem Zwecke kauften wir mehrere Reiſewagen und einen bedeckten Waggon auf Federn, welcher die Shetland-Ponies und die Miniatur-Equipage des kleinen Generals führte. Zuerſt gingen wir nach Rouen und von dort nach Toulon, wobei wir alle dazwiſchenliegenden Städte, wie Orleans, Nantes, Breſt, Bordeaux, Toulouſe, Montpellier, Nismes, Marſeille u. ſ. w. beſuchten, dann nach Lille abbogen und nach Belgien hinübergingen.

Während meines Aufenthaltes in Bordeaux ſah ich eine Revue mit an, welche die Herzöge von Nemours und Aumale über zwanzigtauſend, ein paar Meilen von der Stadt gelagerte Soldaten hielten. Die Manöver der Cavallerie und Infanterie und eines Regiments berittener Artillerie waren vortrefflich und höchſt intereſſant.

Wir befanden uns im ſüdlichen Frankreich zur Zeit der Weinleſe. Nichts kann dieſes Land während dieſer Zeit des Jahres an Schönheit übertreffen. Wir reiſten viele Meilen weit, wo das Auge nichts erblickte, als die ſchönen mit ſaftigen Trauben bela-

*) Der General wurde zum Mitglied der franzöſiſchen dramatiſchen Geſellſchaft erwählt.

denen Weinberge und Haine von Olivenbäumen voller Früchte. Es iſt wirklich ein Wein- und Oelland.

Während ich in Brüſſel war, konnte ich nicht verſäumen, das Schlachtfeld von Waterloo zu beſuchen. Ich ſchlug vor, daß unſere Geſellſchaft aus Profeſſor Pinte (unſerem Dolmetſcher), Mr. Stratton, dem Vater des Generals Tom Thumb, Mr. H. G. Sherman und mir beſtehen ſolle. Merkwürdigkeiten zu beſichtigen, war für Stratton Etwas ganz Neues, und da wir um vier Uhr Morgens aufbrechen mußten, um den Weg (von acht Stunden) zurück zu legen und zur rechten Zeit zu unſrer Nachmittags-Vorſtellung wieder da zu ſein, ſo lehnte er es ab. „Ich mag nicht vor Tagesanbruch aufſtehen und eine Reiſe machen, um ein einfältiges altes Waizenfeld zu ſehen," ſagte Stratton. „Sherwood, verſuche es doch nur ein Mal in Deinem Leben, wie ein andrer Menſch zu ſein und geh," ſagte ſeine Frau. Dieſe Aufforderung war unwiderſtehlich und er willigte ein. Wir beſtellten am Abend vorher Wagen und Pferde und fuhren pünktlich zur feſtgeſetzten Stunde ab. Wir hielten bei der hübſchen kleinen Kirche im Dorfe Waterloo an, um die zum Andenken an einige im Kampfe gefallene Engländer errichteten Gedächtnißtafeln zu beſichtigen. Von dort begaben wir uns nach dem kleinen Hauſe, in welchem Lord Uxbridge (Marquis von Angleſey) das Bein abgenommen worden war. Ein hübſches, kleines Monument im Garten bezeichnete die

Stelle, wo das zerſchmetterte Glied begraben wurde. In dem Hauſe wird ein Theil des Stiefels gezeigt, welcher angeblich einſt das unglückliche Bein bedeckte. Der Beſucher kann nicht umhin, der Frau, die das Monument und den Stiefel zeigt, ein bis zwei Franken zu überreichen. Ich that es und Stratton wollte, obgleich er fühlte, daß er den Werth ſeines Geldes nicht bekommen hatte, doch nicht für geizig gelten und gab der Frau eine Silbermünze. Ich ſprach den Wunſch aus, ein Stückchen von dem Stiefel zu beſitzen, um es in meinem amerikaniſchen Muſeum niederzulegen; die Frau ſchnitt ohne Zögern ein drei Zoll langes und einen Zoll breites Stück ab. Ich übergab ihr ein paar weitere Franken und da Stratton wünſchte, wie er ſagte, „ein Stück von dem Stiefel im alten Bridgeport zu zeigen," ſo erhielt er einen ähnlichen Streifen und bezahlte eine ähnliche Summe. Ich konnte nicht umhin zu denken, daß dies, wenn die Frau mit der Austheilung von Stücken des „echten Stiefels" gegen alle Beſucher ſo freigebig wäre, ungefähr der neunundneunzigtauſendachthundertſiebenundſechzigſte Stiefel ſein müſſe, der ſeit dem Jahre 1815 als der „wirkliche und wahrhafte" zerſchnitten worden iſt.

Mit dem troſtreichen Gedanken, daß die Frau ſämmtliche abgelegte Stiefeln in Brüſſel und deſſen Umgebung aufkaufe und voll Freude darüber, daß außer dem Erfinder des berühmten „Angleſey-Beines"

noch Jemand an jenem Ereigniſſe Geld verdiene, verfügten wir uns nach dem ungefähr eine Meile davon liegendem Schlachtfelde.

Bei der Ankunft in Mont-Saint-Jean, ungefähr eine halbe Viertelſtunde von dem Platze, wurden wir von achtzehn bis zwanzig Perſonen umringt, die ihre Dienſte als Führer zur Angabe der wichtigſten Stellen anboten. Jeder von ihnen behauptete, ganz genau den Ort zu kennen, wo jeder Mann, der an der Schlacht Theil genommen hatte, aufgeſtellt geweſen ſei, und Jeder behauptete natürlicher Weiſe, bei dem blutigen Kampfe zugegen geweſen zu ſein, obgleich ſich derſelbe vor dreißig Jahren ereignet hatte, und einige dieſer Burſchen, dem Anſcheine nach, nur fünfundzwanzig bis achtundzwanzig Jahre alt waren! Wir wählten einen alten Mann, der zuerſt erklärte, „daß er in der Schlacht gefallen ſei," ſich aber, als er unſere ungläubigen Blicke bemerkte, dazu verſtand, ſeine Angabe dahin zu berichtigen, „daß er fürchterlich verwundet worden wäre und drei Tage auf der Erde gelegen habe, ehe ihm Hülfe gebracht worden ſei."

Als wir endlich an Ort und Stelle waren, zeigte uns unſer Führer mit großer Gravität den Ort, wo der Herzog von Wellington während eines großen Theiles der Schlacht geſtanden hatte, den Platz, wo die Reſerve der engliſchen Armee aufgeſtellt geweſen war, den Ort, wo Napoleon ſeine geliebte Garde aufſtellte, den Hügel, auf welchem ein interimiſtiſches Ob-

ſervatorium zu ſeinem Gebrauche während der Schlacht errichtet worden war, den Theil des Feldes, auf welchem Blücher mit dem preußiſchen Heere ankam, die genaue Stellung der ſchottiſchen Grauen, die Stelle, wo Sir Alexander Gordon, General-Lieutenant Canning und viele andere berühmte Männer gefallen waren. Ich fragte ihn, „ob er mir nicht den Ort zeigen könne, wo Capitain Tippitiwitchet von den connecticut'ſchen Füſilieren getödtet worden ſei.“ „Oui, Monsieur,“ antwortete er mit der größten Zuverſicht, denn er fühlte ſich verpflichtet, jede Einzelheit zu wiſſen, oder ſich doch den Anſchein zu geben, als ob er ſie wiſſe. Dann deutete er genau den Ort an, wo mein unglücklicher Freund aus Connecticut den letzten Athemzug gethan hatte. Nachdem er uns die Stellen gezeigt hatte, wo ungefähr zwanzig meiner angeblichen Freunde von Coney Island, New-Jerſey, Cape Cod und Saratoga Springs den Geiſt aufgegeben hatten, überreichten wir ihm ſeine Gebühr und lehnten es ab, ihn weiter zu bemühen. Stratton murmelte Etwas von Betrügerei, während er ein Paar Franken für die empfangenen Belehrungen hingab.

Als wir das Schlachtfeld verließen, wurden wir von einem Dutzend Perſonen beiderlei Geſchlechts mit Körben an den Armen oder Säcken in den Händen, die verkäufliche Reliquien vom Schlachtfelde enthielten, angeſprochen. Ihre Waare beſtand aus einer großen Mannichfaltigkeit von Kriegsgeräth: Piſtolen,

Kugeln u. ſ. w., nebſt franzöſiſchen Adlern von Meſſing, Knöpfen und dergleichen. Ich kaufte Etwas davon für mein Muſeum, und Stratton war ebenſo freigebig, um einen Vorrath für ſeine Freunde im alten Bridgeport zu erhalten. Dann kauften wir Karten des Schlachtfeldes, Abbildungen des Gedächtnißhügels mit dem coloſſalen, broncenen belgiſchen Löwen u. ſ. w. Dieſe oft wiederholten Ausgaben verdroſſen Stratton ſehr und er bemerkte, während er ein Fünffrankenſtück für ein „vollſtändiges Handbuch" hingab, „er vermuthe, daß die Schlacht von Waterloo eine verwünſchte Summe mehr gekoſtet habe, ſeitdem ſie geſchlagen worden ſei, als vorher!"

Aber ſein Unglück nahm damit noch kein Ende. Als wir zwei bis drei Stunden des Heimweges zurückgelegt hatten, ließ der Wagen ein Krachen vernehmen. Wir ſtiegen ab und fanden, daß die Axe gebrochen war. Es war jetzt ein Viertel auf Zwei. Die Vorſtellung des kleinen Generals ſollte in Brüſſel laut der Ankündigung um zwei Uhr anfangen, und konnte ohne uns nicht ſtattfinden. Wir wären in der doppelten noch übrigen Zeit nicht im Stande geweſen, die Entfernung zu Fuße zurückzulegen, und da man in dieſem Theile des Landes keinen Wagen bekommen konnte, ſo beſchloß ich, mich in die Sache zu fügen und jeden Gedanken an die Vorſtellung aufzugeben. Stratton dagegen konnte den Gedanken nicht ertragen, die Ausſicht auf eine Einnahme von ſechshundert

bis achthundert Franken zu verlieren, und beschloß, die Sache in die Hand zu nehmen, um wo möglich die Gesellschaft zu rechter Zeit für unsere Nachmittagsvorstellung nach Brüssel zu bringen. Er eilte in Begleitung des Dolmetschers, Professor Pinte, nach einem Bauerhause, während Sherman und ich gemächlich die Nachhut bildeten. Stratton fragte den alten Bauer, ob er einen Wagen habe. Er besaß keinen. „Haben Sie kein Fuhrwerk?" fragte er.

„Ja, ich habe das Fuhrwerk dort," antwortete dieser, indem er auf einen alten mit Mist beladenen Karren zeigte, der auf dem Hofe stand.

„Donner! ist das Ihr ganzes Fuhrwerk?" rief Stratton. Da er die Versicherung erhielt, daß es so sei, so schloß er, daß es besser sein würde, auf einem Mistwagen zu fahren, als nicht zu rechter Zeit nach Brüssel zu gelangen.

„Was fordern Sie dafür, wenn Sie uns in drei Viertelstunden nach Brüssel fahren?" fragte Stratton.

„Das ist unmöglich!" antwortete der Bauer; „mein Pferd würde zwei Stunden dazu brauchen."

„Aber wir sind in großer Noth, und wenn wir nicht zur rechten Zeit ankommen, so büßen wir mehr als fünfhundert Franken ein!" sagte Stratton.

Der alte Bauer spitzte jetzt die Ohren und willigte ein, uns für achtzig Franken in einer Stunde nach Brüssel zu schaffen. Stratton versuchte, Etwas abzuhandeln, aber es half nichts.

„O, schlagen Sie ein, Stratton!“ sagte Sherman, „achtzig Franken betragen ja nur sechzehn Dollars, und Sie werden damit wahrscheinlich einhundert retten, denn ich erwarte heute bei unserer Nachmittags-Vorstellung ein volles Haus.“

„Aber ich habe schon gegen zehn Dollars für Unsinn ausgegeben,“ sagte Stratton, „und wir werden außerdem noch den zerbrochenen Wagen bezahlen müssen!“

„Aber was können Sie Besseres thun?“ stimmte Professor Pinte ein.

„Es ist eine schändliche Prellerei, sechzehn Dollars für ein altes Pferd und einen Karren zu verlangen, um fünf Stunden weit zu fahren! Ei, im alten Bridgeport könnte ich es für drei Dollars haben!“ antwortete Stratton ärgerlich.

„Es ist Landessitte,“ sagte Professor Pinte, „und wir müssen uns darein ergeben.“

Dies war, nebenbei gesagt, ein Lieblingsausdruck des Professors. So oft wir betrogen wurden oder fühlten, daß man uns nicht redlich behandle, bemühte sich Pinte stets, es damit zu beschönigen, daß er uns benachrichtigte, es sei „Landessitte“.

„Nun, auf jeden Fall ist es eine verdonnert gemeine Sitte,“ sagte Stratton, „und ich will mir einen solchen Betrug nicht gefallen lassen!“

„Aber was sollen wir sonst thun?“ fragte Mr. Pinte ernst. „Es mag ein hoher Preis sein, aber es

iſt beſſer, dieſen zu bezahlen, als unſere Nachmittags-Vorſtellung und fünf- bis ſechshundert Franken zu verlieren.“

Dieſe Berufung auf den Geldbeutel erweichte Stratton's Gefühle; er fügte ſich daher in die Prellerei und ſagte zu unſerem Dolmetſcher: „Nun gut, ſagen Sie dem alten Spitzbuben, daß er ſeinen Miſtkarren ſo ſchnell als möglich ausladet, ſonſt verlieren wir noch eine halbe Stunde mit der Abfahrt.“

Der Karren wurde ausgeladen und ein großes, träge ausſehendes, flämiſches Pferd mit Strick-Geſchirr daran geſpannt. Man legte ein Paar Breter zum Sitzen auf den Karren, und die Geſellſchaft kletterte in das ländliche Fuhrwerk; ein rothköpfiger Junge, der Sohn des Bauers, beſtieg das Pferd, und Stratton gab den Befehl: „Vorwärts!“

„Warten Sie einen Augenblick,“ ſagte der Bauer, „Sie haben mich noch nicht bezahlt!“

„Ich werde Ihren Jungen bezahlen, wenn wir nach Brüſſel kommen, vorausgeſetzt, daß er in einer Stunde dorthin gelangt,“ antwortete Stratton.

„O, er wird ganz gewiß in einer Stunde hinkommen,“ ſagte der Bauer; „aber ich kann ihn nicht fortlaſſen, wenn Sie mich nicht im Voraus bezahlen.“

Die Zeit verfloß ſchnell, der gefürchtete Verluſt der heutigen Vorſtellung des Generals Tom Thumb ſchwebte ihm vor Augen, und Stratton fuhr verzweiflungsvoll in die Taſche und zog ſechszehn Fünf-

frankſtücke heraus, welche er einzeln dem Bauer in die Hand fallen ließ; dann rief er dem Jungen zu: „Da, jetzt verſuche, ob Du vorwärts kommen kannſt!“

Der Junge kam vorwärts, aber mit einem ſolchen Schneckenſchritt, daß es einem Menſchen mit leidlichen Augen ſchwer gefallen ſein würde, zu entſcheiden, ob ſich das Pferd bewege, oder ſtille ſtehe. Um die Sache noch unterhaltender zu machen, fing es an, in Strömen zu regnen. Da wir Brüſſel in einem Wagen verlaſſen hatten und uns der Morgen einen ſchönen Tag verſprach, ſo waren wir nicht mit Regenſchirmen verſehen. Wir waren bald bis auf die Haut durchnäßt. Wir lachten uud ertrugen es eine Zeit lang ohne Murren. Endlich erſuchte Stratton, der faſt zu ergrimmt war, um ſprechen zu können, Mr. Pinte, den rothköpfigen Burſchen zu fragen, ob er beabſichtige, ſein Pferd den ganzen Weg bis nach Brüſſel *gehen* zu laſſen.

„Freilich,“ antwortete der Junge; „es iſt zu groß und fett, um Etwas Anderes zu thun, als zu gehen. Wir laſſen es niemals traben.“

Stratton war über den Gedanken an den Verluſt der heutigen Vorſtellung entſetzt, und verwünſchte den Jungen, den Karren, den Regen, das Unglück und ſogar die Schlacht von Waterloo. Aber es half Alles nichts; das Pferd wollte nicht laufen, wohl aber der Regen — unſren Rücken hinunter.

Um zwei Uhr, der für unſere Vorſtellung feſtge-

ſetzten Zeit, waren wir noch gegen drei Stunden von Brüſſel entfernt. Das Pferd ging langſam und philoſophiſch im Schritte unter dem unbarmherzigen Sturme weiter, wobei der Dampf zur nicht geringen Qual unſerer Riechwerkzeuge majeſtätiſch von dem alten Miſtkarren aufſtieg. „Auf dieſe Art werden wir zwei Stunden brauchen, um nach Brüſſel zu kommen!“ murrte Stratton.

„O,“ antwortete der Junge, „es wird nur zwei Stunden ſeit der Abfahrt betragen!“

„Aber Dein Vater hat verſprochen, uns in einer Stunde hin zu ſchaffen!“ antwortete Stratton.

„Ich weiß es wohl,“ erwiederte der Junge; „aber er hat es gewußt, daß mehr als zwei dazu nöthig ſein würden.“

„Ich werde ihn auf Schadenerſatz verklagen, bei'm Donner!“ ſagte Stratton.

„O, das würde Ihnen nichts nützen!“ verſetzte Mr. Pinte, „denn Sie würden in dieſem Lande keine Genugthuung erlangen können.“

„Aber ich werde mehr als einhundert Dollars dadurch verlieren, daß ich zwei Stunden brauche, anſtatt Einer!“ ſagte Stratton.

„Darum kümmert man ſich nicht; man kümmert ſich nur um Ihre achtzig Franken,“ bemerkte Pinte.

„Aber ich bin belogen und beſchwindelt worden!“ antwortete Stratton.

„O, daraus dürfen Sie sich nichts machen, das ist Landessitte!“

Stratton stieß gegen das „Land“ und seine „Sitten“ eine neue Verwünschung aus.

Alles muß zuletzt ein Ende nehmen, und so kam denn auch unsere Gesellschaft schließlich mit Karren und Allem in Brüssel gerade zwei und eine halbe Stunde nach der Abfahrt von dem Hause des Bauers an. Natürlicher Weise war es zu spät, den kleinen General sehen zu lassen. Hunderte von Zuschauern waren mißvergnügt wieder fort gegangen.

Voll verzweifelter Empfindungen begab sich Stratton nach einem Barbierladen. Er besaß einen schönen, schwarzen und dichten Haarwuchs, auf den er ein wenig stolz war, und welchen er jeden Morgen dem Brenneisen des Friseurs überließ. Er hatte sich seit mehreren Wochen das Haar nicht schneiden lassen, und nachdem er rasirt war, ersuchte er den Barbier, seine wallenden Locken ein wenig zu stutzen. Der Barbier schnitt die Enden der Haare ab und fragte Stratton, ob dies genug sei. „Nein,“ antwortete dieser, „ich will es Etwas kürzer gestutzt haben; schneiden Sie nur zu, ich werde Ihnen schon sagen, wenn Sie aufhören sollen.“

Stratton war zu ungewohnter Stunde aus dem Bett gestiegen und fing an, sich nach den Beschwerden und der Aufregung des Vormittags etwas schläfrig zu fühlen. Diese Empfindung wurde durch das lindernde

Gefühl des Schurverfahrens erhöht, und während der Barbier ruhig seine Arbeit fortsetzte, versank Stratton eben so ruhig in Schlummer. Der Barbier wanderte über seinen ganzen Kopf weg, wobei er mit jedem Schnitte ein paar Zoll Haar abschor. Dann hielt er einen Augenblick inne, in der Erwartung, daß sein Kunde ihm sagen werde, es sei genug, aber der arglose Stratton gab kein Wort von sich, und da der Barbier glaubte, daß er das Haar noch nicht kurz genug geschnitten habe, so fing er die Procedur wieder von vorn an. Nun wartete er wieder auf Antwort, ohne sich im Geringsten träumen zu lassen, daß sein Kunde schlafe. Da er jedoch bedachte, daß ihm Stratton gesagt hatte: „nur zuzuschneiden, er werde ihm schon sagen, wenn er aufhören solle," so wanderte der unschuldige Barbier zum dritten Male über den Kopf und schnitt das Haar fast so kurz, als ob es mit dem Messer abrasirt worden wäre. Als er fertig war, wartete er wieder auf die Befehle seines Kunden, aber dieser ließ kein Wort von sich hören. Der Barbier war erstauut, und dieses Erstaunen vermehrte sich, als er ein Geräusch vernahm, das einem dem Geruchsorgan seines arglosen Opfers entspringenden Schnarchen sehr ähnlich klang. Der arme Barbier sah den Irrthum ein, den er begangen hatte, und stieß in seinem Schrecken Stratton, wie aus Versehen mit der Scheere an den Kopf und weckte ihn dadurch auf. Stratton sprang auf, blickte in den Spiegel

und gewahrte zu ſeinem tiefſten Entſetzen, daß er unfähig ſei, ſich ohne Perrücke öffentlich ſehen zu laſſen. Er fluchte wie ein alter Soldat, aber er konnte das Haar nicht auf ſeinen Kopf zurück fluchen, ſetzte den Hut auf, der ihm tief über die Augen fiel und eilte in's Gaſthaus. Seine Verzweiflung und Entrüſtung waren ſo groß, daß es einige Zeit dauerte, ehe er ein Wort der Aufklärung hervorbringen konnte. Seine Gefühle wurden durch das jetzt erfolgende betäubende Gelächter nicht beſchwichtigt. Er ſagte, dies ſei das erſte Mal geweſen, daß er auf die Beſichtigung von Merkwürdigkeiten ausgegangen ſei, und er vermuthe, es werde das letzte Mal geweſen ſein.

Als Beweis dafür, wie wenig Intereſſe Stratton an öffentlichen Vorfällen nimmt, will ich erwähnen, daß er im Mai und Juni 1843 ſechs Wochen in Boſton zubrachte, da der General während dieſer Zeit in Kimball's Muſeum gezeigt wurde. Stratton hatte weiter Nichts zu thun, als umher zu ſtreichen und die Stadt zu beſehen, wenn es ihm beliebte, aber dies that er nicht. Er befand ſich am 17. Juni dort, an welchem Tage der Präſident Tyler mit dem Kabinet anweſend war. Tauſende von Menſchen kamen hunderte von Meilen weit herbei, um die Feierlichkeiten mit anzuſehen, die Rede Mr. Webſter's zu hören und das Monument zu beſichtigen. Stratton blieb völlig unthätig im Gaſthauſe und hat das Bunker-Hill Monument bis jetzt noch nicht geſehen.

Mehrere Monate nach unſerem Beſuche von Waterloo befand ich mich in Birmingham und machte dort die Bekanntſchaft eines Handlungshauſes, welches jedes Jahr Fäſſer voll „Reliquien“ auf Beſtellung anfertigt und nach Waterloo ſchickt. Dort werden dieſe „Reliquien“ vergraben, nach einiger Zeit wieder ausgeſcharrt, und zu hohen Preiſen als koſtbare Erinnerungen an die große Schlacht verkauft. Unſre Waterloo-Erwerbungen ſahen nach dieſer Entdeckung ziemlich werthlos aus.

Von Brüſſel kehrten wir nach London zurück, wo der General ſeine „Levers“ wieder mit unverändertem Erfolge eröffnete und auf den Theatern „Hop o'my thumb“ ſpielte. Er ſpielte auch in Surrey's Zoologiſchen Gärten unter der Leitung deren damaligen Eigenthümers, meines beſondren Freundes, Mr. Tyler. Von London gingen wir nach Schottland, wobei wir unterwegs an wichtigen Orten anhielten, um Vorſtellungen zu geben, und kehrten endlich im Februar 1847 Alle nach Amerika zurück.

Der General war etwas mehr als drei Jahre auswärts geweſen, während welcher Zeit ich ihn zwei Mal der Obhut treuer Agenten übergeben und die vereinigten Staaten beſucht hatte. *)

*) Bei meinem erſten Beſuche kehrten meine Frau und meine Kinder mit mir nach Europa zurück und blieben dort neun Monate. Mein zweiter Beſuch fand im April 1846 ſtatt.

Der erste dieser Besuche fand im Oktober 1844 statt. Zwanzig Monate pekuniären Erfolgs schienen in den Ansichten, oder in dem Betragen gewisser Leute gegen mich, einige Veränderung hervorgebracht zu haben — eine Veränderung, welche ich später in einem meiner Briefe an den Sunday-Atlas in den folgenden Worten andeutete:

„Bei meiner Rückkehr nach New-York war mir die Entdeckung vieler neuen Freunde eine Quelle reicher Unterhaltung. Ich konnte kaum meinen Sinnen trauen, wenn ich so viele reiche Leute mir die Hand bieten sah und hörte, wie sie ihr Entzücken darüber ausdrückten, mich wieder zu sehen, während sie, ehe ich New-York verließ, mit Verachtung auf mich herabgeblickt haben würden, wenn ich mir hätte anmaßen wollen, mit ihnen zu sprechen. Ehe sie meinem Geiste die Wahrheit aufdrängten, übersah ich wirklich, daß ich ein Paar lumpige Dollars mehr erworben hatte, seit ich sie verließ, und daß wir deshalb jetzt auf gleicher Stufe standen. Auf der andren Seite begegnete ich einigen redlichen Freunden in bescheidenen Umständen, die sich mir mit einer nie zuvor kund gegebenen Scheu näherten — und damals fühlte ich wieder Beschämung über den menschlichen Charakter. Welcher erbärmliche Zustand der Gesellschaft muß das sein, der einen Dummkopf oder einen Tyrannen auf den Gipfel stellt, vorausgesetzt, daß er mehr Geld

beſitze als Andere — während ein gutes Herz oder ein kluger Kopf verächtlich mißachtet werden, wenn ihr Eigenthümer zufälliger Weiſe arm iſt.“

„Niemand kann wahrhaft glücklich ſein, wenn er, weil ihn der Zufall reich gemacht hat, auf Stelzen ſteigt und verſucht, über ſeine Mitmenſchen hinweg zu ſchreiten. Nach meiner Anſicht beſteht der einzige wirkliche Nutzen, welchen der Reichthum einem Menſchen gewähren kann, darin, daß er ihn in den Stand ſetzt, ſich die Bequemlichkeiten und Bedürfniſſe des Lebens zu verſchaffen, und ihm Gelegenheit bietet, die Noth ſeiner Mitmenſchen zu lindern. Es iſt mein aufrichtiges Gebet, daß ich lieber ein Bettler, als ein verweichlichter, geldſtolzer Ariſtokrat werden möge.“

„Ich bedaure es, ausſprechen zu müſſen, daß dieſes Kleid Vielen von meiner Bekanntſchaft in New-York paſſen wird. Ich bitte ſie um ihrer ſelbſt und um meinetwillen, es zu tragen. Ich wünſche, daß ſie und die ganze Welt wiſſe, daß mein Vater ein Schneider war, und daß ich meines Berufes ein Schauſteller bin, ſo wie, daß alle Vergoldung nichts Andres aus mir machen wird. Wenn ſich ein Mann ſeiner Herkunft ſchämt, oder ſich ſeines Geſchäfts überhebt, ſo iſt er ein armer Teufel, der den Abſcheu aller Derer verdient, die ihn kennen. Der Gedanke, daß ein Schuhmacher oder Keſſelflicker kein „Gentleman“ ſein könne, iſt

nur lächerlich, aber noch nicht ſo ſehr, wie der, welcher annimmt, daß Jeder, der zufälliger Weiſe reich iſt, auch unbedingt ein Gentleman ſei. Das Geld ſollte in keiner Hinſicht für den Maßſtab der Achtbarkeit oder der Ehre gelten. Wir ſollten nie „goldne Kälber" anbeten."

In meinem Berichte über unſre Reiſe in Europa habe ich mich hauptſächlich auf die mit der Schauſtellung Tom Thumb's verknüpften Vorfälle beſchränkt. Man darf aber nicht glauben, daß ich während dieſer Zeit keine Erholung gekannt, oder nicht über einen Beobachtungskreis mit goldenem Rande hinausgeblickt hätte. Ich richtete natürlicher Weiſe ſtets „ein Auge auf's Geſchäft," aber dabei blieb mir immer noch Ein Auge, um, ohne Rückſicht auf meinen Beruf als Schauſteller, es auf Menſchen und Dinge werfen zu können. Jeder Theil von Europa, den wir beſuchten, war wirklich eine „Schaubude" für mich, und es gewährte mir großes Vergnügen, deren einzelne Abtheilungen zu betrachten. Gewöhnlich geſchah es „im Geſchwindſchritt," obgleich erſchöpfend. Ich will hier eine dieſer Gelegenheiten erwähnen, und kann nichts Beſſeres thun, als wenn ich ſie betitle:

Ein Tag in Geſellſchaft Albert Smith's.

Während meines Aufenthaltes in London verſprach mir mein Freund, Albert Smith, ein eben ſo guter Geſellſchafter als witziger und verſtändiger Schriftſteller, daß er, wenn ich Birmingham erreichte, kommen und

einen Tag in der Beſichtigung von Sehenswürdigkeiten mit mir verbringen wolle, worunter ein Beſuch des Hauſes, in welchem Shakſpeare geboren iſt, inbegriffen ſein ſollte.

In der Frühe eines Septembermorgens des Jahres 1844 ſah uns die für dieſes Land in ungewohntem Glanze aufgehende Sonne auf dem Bocke eines engliſchen Poſtwagens ſitzen, und mit einer Geſchwindigkeit von zwölf Meilen in der Stunde, über die von Birmingham nach Stratford führende herrliche Straße fliegen. Die Entfernung beträgt dreißig Meilen. In einem kleinen Dorfe, vier Meilen vor Stratford, wurden wir gewahr, daß der Einfluß des Barden vom Avon ſo weit vorgedrungen ſei, denn wir bemerkten über einem Barbierladen die Inſchrift: „Shakſpeare-Friſur — hier wird man für Einen Penny gut raſirt.“ Zwanzig Minuten ſpäter hielten wir vor der Thüre des Gaſthauſes zum rothen Roß in Stratford. Der Kutſcher und der Kondukteur erhielten Jeder eine halbe Krone als ihre Gebühr.

Während das Frühſtück zubereitet wurde, verlangten wir einen „Fremden-Führer,“ und der Kellner brachte ein Buch herein, in welchem wir, wie er ſagte, die beſte vorhandene Beſchreibung des Geburts- und Begräbnißortes Shakſpeare's finden würden. Es machte mich nicht wenig ſtolz, als ich ſah, daß dieſes Werk nichts Andres als das „Skizzenbuch“ unſres berühmten Landsmannes, Waſhington Irving, war, und als

ich seine launige Beschreibung des Ortes durchflog, bemerkte ich, daß er in dem nämlichen Hotel eingekehrt war, wo wir jetzt das Frühstück erwarteten.

Nachdem wir das Shakspeare-Haus, so wie das Grabmal und die Kirche besichtigt hatten, in welchen die sterblichen Ueberreste des großen Dichters ruhen, bestellten wir eine Postchaise nach Warwick-Castle. Während die Pferde angespannt wurden, hielt eine Diligence vor dem Gasthause, und es stiegen zwei Herren aus. Der Eine war ein gesetzter, verständig aussehender Mann, der Andere ein hohlköpfiger Stutzer. Ersterer war sanft und anspruchslos in seinem Benehmen, Letzterer voll Geschwätz ohne Sinn und Verstand — wirklich ein echtes Schwattermaul. Er hatte augenscheinlich eine sehr hohe Meinung von sich selbst, und war entschlossen, daß Jeder, der ihn hörte, sehen solle, daß er — Etwas sei. Jetzt sagte der gesetzte Herr:

„Edward, dies ist Stratford. Komm, wir wollen das Haus ansehen, wo Shakspeare geboren worden ist."

„Wer zum Teufel ist Shakspeare?" fragte der verständige Jüngling.

Unsere Postchaise stand vor der Thüre, wir stiegen ein und fuhren ab, indem wir den „netten, jungen Mann" hinter uns ließen, damit er sich mit dem Besuche des Geburtsortes eines Individuums amüsiren könne, von dem er noch nie Etwas gehört hatte. Die Entfernung bis Warwick-Castle beträgt vierzehn Mei-

len. Wir verfügten uns nach dem Schloſſe, und wurden bei der Ankunft an der Thüre der groſsen Halle von einem wohlgekleideten Portier benachrichtigt, der Graf von Warwick nebſt Familie ſeien abweſend, und er habe die Erlaubniß, Beſuchern die Zimmer zu zeigen. Er führte uns nach und nach in das „rothe Beſuchzimmer," „das Ceder-Beſuchzimmer," „das vergoldete Zimmer," „das Gallaſchlafzimmer," „Lady Warwick's Boudoir," „das Kompaßzimmer," „die Kapelle" und „das groſse Speiſezimmer." Als wir das Schloß verlieſsen, griff der höfliche Portier an den Kopf, (auf dem er natürlicher Weiſe keinen Hut hatte), und zwar auf eine Art, welche deutlicher als Worte ſagte: „Eine halbe Krone Jeder, meine Herren." Wir entſprachen der Aufforderung und wurden nun einem zweiten Führer überantwortet, der uns auf die Spitze des „Guy's-Thurmes" führte, an deſſen Fuße er für einen Schilling an den Hut griff; nun überlieſsen wir uns einem dritten Führer, einem ſiebzigjährigen Greiſe, und verfügten uns nach dem Gewächshauſe, um die Warwick-Vaſe anzuſehen. Der Alte beſtieg ein Katheder neben der Vaſe und fing eine gelehrte Rede an, da wir aber befürchteten, daß dieſelbe kein Ende nehmen werde, ſo warfen wir ihm die gewöhnliche Gebühr zu und verlieſsen ihn in der Mitte ſeiner Beredſamkeit.

Als wir in der Ueberzeugung, Alles Intereſſante geſehen zu haben, beim Hinausgehen an das Häuschen des

Portiers kamen, benachrichtigte uns der alte Portier, daß die merkwürdigſten auf das Schloß bezüglichen Dinge in ſeinem Häuschen zu ſehen wären. Wir fühlten nach unſrem Gelde und hießen ihm ſeine Reliquien hervorbringen, worauf er uns eine Maſſe Plunder zeigte, der, wie er uns gravitätiſch benachrichtigte, dem berühmten Helden des Alterthums, Guy, Grafen von Warwick, angehört habe. Hierbei befand ſich ſein Schwert, Schild, Helm, Bruſtharniſch, Spazierſtock und Turnierlanze — ſämmtlich von ungeheurer Größe; der Harniſch des Pferdes war faſt groß genug für einen Elephanten; eine großer Topf, der ſiebzig Gallonen faſſen mochte und „Guy's Mehlbreitopf" genannt wurde, ſeine Fleiſchgabel, von der Größe der Heugabel eines Bauers, die Steigbügel ſeiner Gemahlin, die Rippe eines Maſtodon, welche, wie der Portier vorgab, der großen „falben Mähr-Kuh" angehört hatte, die der Sage zufolge in einem Graben bei Coventry geſpukt, und nachdem ſie vielen Menſchen Schaden zugefügt hatte, von dem tapfern Guy getödtet worden war. Das Schwert wog beinahe zweihundert Pfund und der Harniſch vierhundert Pfund.

Ich ſagte dem Portier, daß er auf große Ehre Anſpruch machen könne, dafür, daß er mehr Lügen in einen ſo kleinen Raum zuſammengefaßt habe, als ich jemals gehört hatte. Er lächelte und fühlte augenſcheinlich großes Vergnügen über das Kompliment.

„Ich vermuthe," fuhr ich fort, „Sie haben dieſe

wunderbaren Geſchichten ſo oft erzählt, daß Sie beinahe ſelbſt daran glauben?“

„Beinahe!“ antwortete der Portier mit einem zufriedenen Grinſen, welches bewies, daß er wußte, wo Barthel Moſt holt und wirklich zwei Schillinge verdient hatte.

Das Warwick-Wettrennen wurde eben damals eine halbe Meile von dem Dorfe abgehalten. Wir gingen deshalb hinab und verbrachten eine Stunde unter der Menge.

Es wurde wenig gewettet und das Rennen brachte nur geringe Aufregung hervor, und wir beſchloſſen durch die „Penny-Schauſtellungen“ zu wandern, die ſich in großen Wägen auf einer Seite der Rennbahn auf eine Viertelmeile weit hinzogen. Als wir im Begriff ſtanden in einen Wagen zu treten, der ein großes maleriſches Aushängeſchild von Rieſinnen, weißen Negern, Albino-Mädchen, gelehrten Schweinen, großen Schlangen u. ſ. w. zeigte, rief der Beſitzer aus: „Ha, Miſter, Sie ſind der Mann, der den Rieſen Randall für Amerika gemiethet hat, und Sie zeigen Tom Thumb; können Sie wohl daran denken, hier weniger als ſechs Pence für den Eintritt zu bezahlen?“

Die Aufforderung war unwiderſtehlich, ich befriedigte daher ſeine Anſprüche und wir traten ein. Als wir wieder herauskamen, umringte mich ein ganzer Schwarm von Eigenthümern dieſer und der benach-

barten Schauſtellungen und fing an über die Verdienſte und Fehler Tom Thumb's zu peroriren.

„O," ſagte Einer, „ich kenne zwei Zwerge, die zehn Mal beſſer ſind als Tom Thumb!"

„Ja," ſagte ein Zweiter, „es nützt nichts, von Tom Thumb zu reden, ſo lange es eine Melia Patton giebt."

„Na," ich habe Tom Thumb geſehen, ſagte ein Dritter, „und er iſt ein hübſcher, kleiner Würgel, aber der einzige Vortheil den er beſitzt, beſteht darin, daß er ſo gut ſchwatzen kann. Er ſchwatzt wie ein Mann, aber ich kann Dick Swift in zwei Monaten ſo anlernnen, daß er Tom Thumb todtſchwatzen kann."

„All' Eins," ſetzte ein Vierter hinzu, „ich richte jetzt einen Burſchen ab, den Ihr Alle nicht kennt, und der alle Däumlinge aus dem Felde ſchlagen wird."

„Nein, das kann er nicht!" rief ein Fünfter, „denn Tom Thumb hat ein Mal den Namen, und Ihr wißt Alle, daß der Name Alles iſt. Tom Thumb könnte es ſelbſt in meiner Bude mit einem Dutzend Zwerge, die ich kenne, nicht aufnehmen, wenn der Yankee da nicht unſre Königin — Gott ſegne ſie — beſchwindelt hätte, daß ſie ihn ein halb Dutzend Male hat zu ſich kommen laſſen."

„Ja, ja, da liegt der Knoten!" rief ein Andrer, unſere Königin protegirt Alles Fremde, und dennoch würde ſie meine ſchönen Wachsfiguren nicht beſuchen, wenn ſie damit die Krone von England retten könnte."

„Ihre ſchönen Wachsfiguren!“ riefen alle unter herzlichem Lachen.

„Ja, und wer ſagt, daß ſie nicht ſchön ſind?“ verſetzte Jener. „Sie ſind von dem beſten italieniſchen Künſtler in dieſem Lande verfertigt.“

„Sie ſind von Jim Caul gemacht, und vor zwanzig Jahren im ganzen Lande gezeigt worden,“ erwiderte ein Andrer, „und hernach haben ſie fünf Jahre als Pfand im Keller der alten Moll Wiggins mit Schimmel und Staub bedeckt gelegen.“

„Na, das iſt mir was Schönes, wirklich!“ antwortete der Eigenthümer der ſchönen Wachsfiguren mit verachtenden Blicken.

Ich machte eine Bewegung zum Fortgehen, als einer der Haupt-Schauſteller ausrief: „Nun, Miſter, ſeien Sie nicht ſchäbig, Sie werden doch nicht fortgehen wollen, ohne uns Alle zu traktiren?“

„Warum ſollte ich Sie traktiren?“ fragte ich.

„Weil Sie nicht alle Tage eine ſo hübſche Partie Schauſtellungs-Kollegen antreffen können,“ antwortete der Wachsfigurenmann.

Ich überreichte ihnen eine Krone, und ließ ſie auf das Verderben „der fremden Vagabonden“ trinken, „die ihre Königin mit ſchlechten Zwergen beſchwindeln, welche keinen anderen Vorzug vor den Eingebornen haben, als die Fähigkeit zu ſchwatzen.“

Während ich in den Schaubuden nach Erwerbungen für mein amerikaniſches Muſeum ſuchte, fiel mir

die bedeutende Größe von ein Paar Frauenzimmern auf, die als „die canadiſchen Rieſinnen, Jede ſieben Fuß groß," gezeigt wurden; da ich unter ihren modewidrig langen Kleidern, die bis auf den Boden reichten und ſo ihre Füße unſichtbar machten, einen Betrug vermuthete, ſo verſuchte ich das Geheimniß dadurch zu löſen, daß ich einen bis zwei Fuß der überflüſſigen Bedeckung in die Höhe hob. Die vierſchrötige junge Dame, welcher ſolche Freiheiten von einem Fremden nicht anſtanden, ſtreckte mich durch einen Schlag ihrer muskulöſen Hand lang auf die Erde hin. Ich war ziemlich ſchnell wieder auf den Beinen, hatte aber doch entdeckt, daß ſie auf einem wenigſtens achtzehn Zoll hohen Piedeſtal ſtand.

Wir kehrten nach dem Gaſthauſe zurück, nahmen eine Poſtchaiſe und fuhren durch die ſchönſte Gegend, welche ich jemals geſehen habe. Nachdem ich die Tour gemacht hatte, hörte ich, daß zwei Herren einſt gewettet hätten, daß Jeder von ihnen die reizendſte Gegend in England nennen könne. Es waren viele Perſonen zugegen, und die beiden Herren ſchrieben Jeder auf ein Stück Papier die Strecke, welche er am meiſten bewunderte. Einer ſchrieb: „Der Weg von Warwick nach Coventry." Der Andere hatte geſchrieben: „Der Weg von Coventry nach Warwick."

Nach weniger als einer Stunde ſtiegen wir an der äußeren Mauer des Schloſſes Kenilworth ab, zu

deſſen Verewigung Scott in ſeinem berühmten Romane unter dieſem Titel ſehr viel beigetragen hat.

Das einſt edle und prächtige Schloß iſt jetzt eine ungeheuere Ruine, welche ſo oft beſchrieben worden iſt, daß ich es für unnöthig halte, hier noch weiter Etwas darüber zu ſagen. Wir verwendeten eine halbe Stunde auf die Beſichtigung der intereſſanten Trümmer und verfügten uns dann in einer Poſtchaiſe nach Coventry, das ſechs bis acht Meilen davon entfernt iſt. Hier blieben wir vier Stunden und beſuchten während dieſer Zeit St. Mary's Hall, welche die Aufmerkſamkeit vieler Alterthumsforſcher auf ſich gezogen hat. Wir beſahen uns auch das Bild des berühmten „Lauſchers Tom", worauf wir eine Schauſtellung unter dem Namen der „Glücklichen Familie" beſuchten, welche aus ungefähr zweihundert Vögeln und vierfüßigen Thieren von entgegengeſetztem Charakter und Neigungen beſtand, die in einem Käfig in vollkommener Eintracht mit einander lebten. Dieſe Schauſtellung war ſo merkwürdig, daß ich ſie für zweitauſendfünfhundert Dollars kaufte und deren Eigenthümer miethete, um ſie nach New-York zu begleiten, wo ſie ſeitdem ſtets einen Gegenſtand der Anziehung in meinem Muſeum gebildet hat.

Wir bedienten uns der Eiſenbahn, um am nämlichen Abende nach Birmingham zurückzukehren, wo wir um zehn Uhr ankamen, und mein Freund Albert Smith bemerkte, „daß er noch nie eine Tagereiſe nach

dem Dampfſyſtem der Yankees vollbracht habe.“ Er veröffentlichte ſpäter ein Capitel in Bentley's Magazine unter dem Titel: „Ein Tag in Geſellſchaft Barnum's“, worin er ſagte, wir hätten die Geſchäfte ſo ſchnell beſorgt, daß er bei dem Verſuche, den Bericht über die Ereigniſſe des Tages niederzuſchreiben, Alles in ſeinem Kopfe ſo verwirrt gefunden habe, daß er nahe daran geweſen ſei, den Lauſcher Tom in Shakeſpeare's Haus einzuquartieren, während Guy von Warwick fortwährend den Kopf aus den Ruinen von Kenilworth herausſtreckte, die Warwick-Vaſe ſich in Coventry zeigte u. ſ. w.

Während unſerer Reiſe unterhielt ich ihn mit vielen meiner Abenteuer, wie die Geſchichte von Joice Heth, der Seejungfer, der Büffeljagd u. ſ. w., welche er ſpäter in der „Scattergood-Familie“ auftiſchte, indem er mich zu deren Helden machte. Zu jener Zeit war mein Freund Schriftſteller, Dramatiker und Zahnarzt, aber in der Folge ſtieg er zu der Würde eines „Schauſtellers“ empor, und ich höre mit Vergnügen, daß er ſich durch die Ausſtellung des ſeine merkwürdige Beſteigung des Mont-Blanc darſtellenden Panorama's ein großes Vermögen erworben hat.

Ich gebe das Vorſtehende nur als ein Beiſpiel meiner vielen Abenteuer bei der Beſichtigung der großen Raritäten-Bude Europa. Ich beſitze wirklich, wie in meinen Briefen an den New-Yorker Atlas

angedeutet, hinreichendes Material, um ganze Bände zu füllen.

Ich war nicht ganz frei von der gewöhnlichen Schwäche der Reisenden, nämlich dem Verlangen, die alten Schlösser aus den Feudalzeiten zu sehen, mochten sie gut erhalten oder verfallen sein, aber ein Mitglied unserer Gesellschaft, Mr. H. G. Sherman, besaß eine eigenthümliche und unbezähmbare Vorliebe für das Alterthümliche. Er sammelte Koffer voll steinerner und hölzerner Andenken an jeden berühmten Ort, den wir besuchten, und wenn es Etwas gab, was er mehr als Alles bewunderte, so war dies eine alte Burg. Er verbrachte viele Stunden damit, in den verfallenen Mauern von Kenilworth umher zu klettern, die Thürme und Verließe von Warwick zu beschauen und die Abhänge von Dumbarton zu erklimmen. Wenn wir im Wagen reis'ten, so sicherte sich Sherman stets einen Außenplatz und wo möglich neben dem Kutscher, um im Stande zu sein, Nachforschungen über Alles, was er etwa erblicken würde, anzustellen.

Auf unserer Reise von Drogheda nach Belfast hatte Sherman seinen gewöhnlichen Platz neben dem Kutscher eingenommen, und that tausend Fragen an denselben. Der Kutscher war ein Spaßvogel mit echtem irischen Witze und beschloß, sich einen kleinen Scherz auf Kosten des neugierigen Yankee's zu machen. Als wir noch acht Meilen von Drogheda entfernt

waren, entdeckte das wachsame Auge Sherman's einen großen Steinhaufen, der wie ein Schloß aussah und eine halbe Meile von der Straße auf dem Felde zwischen einigen Bäumen hervorragte.

„O, sehen Sie dort? Wie heißt das?" rief Sherman aus, indem er dem Kutscher mit dem Ellenbogen einen Stoß in die Rippen gab, der nichts weniger als angenehm war.

„Meiner Treu," antwortete der Kutscher, „Sie dürfen wohl fragen, wie das heißt, denn wir wissen den Teufel von einem Namen, wie wir es nennen sollen. Das ist ein Schloß, Sir, ohne allen Zweifel, ja das älteste in Irland, und keins von den alten Büchern und Zeitungen giebt davon Nachricht. Man weiß jedoch, daß es Brian Borrhoime eine Zeit lang bewohnt hat, obgleich man vermuthet, daß es Jahrhunderte vor seinen Tagen gebaut worden ist."

„Ich will Ihnen eine halbe Krone geben, wenn Sie lange genug anhalten, daß ich hinlaufen und mir ein Stück davon holen kann," sagte Sherman.

„Ja wohl, und ist dies hier nicht die königliche Postkutsche? und ich würde es nicht um die irländische Bank wagen, sie eine halbe Stunde aufzuhalten," antwortete der ehrliche Kutscher.

„Wie weit ist es nach Drogheda?" fragte Sherman.

„Ungefähr acht Meilen, Etwas mehr oder weniger," antwortete der Kutscher.

„Nun, ſo halten Sie den Wagen an und laſſen Sie mich abſteigen," antwortete Sherman. „Ich will nach Drogheda gehen und würde lieber drei Mal ſo weit gehen, als daß ich das älteſte Schloß in Irland nicht in der Nähe beſehen und ein Stück davon mitnehmen ſollte!"

Hierauf ſtieg Sherman ab, erhob ſeinen Regenſchirm, um ſich gegen den kalten Regen zu ſchützen, der in Strömen herabfiel, und trabte durch den Koth fort, indem er mir zurief, daß ich ihn in Dublin mit dem nächſten Zuge nach demjenigen, der uns von Drogheda dahin bringen würde, erwarten könne. — Die Eiſenbahn war nämlich damals erſt von Drogheda bis Dublin vollendet.

Wir kamen in Dublin um fünf Uhr kalt und unbehaglich an, aber es erwarteten uns warme Zimmer und gute Feuer, und nach einigen Stunden hatten wir ein gutes Abendeſſen verzehrt und waren glücklich wie Lords. Gegen neun Uhr Abends öffnete ſich die Thüre unſeres Zimmers und der arme Sherman trat, von dem kalten Regen bis auf die Haut durchnäßt, mit über die Hoſen heraufgezogenen, bis an den Rand mit dickem Schmutze bedeckten Stiefeln und als das Bild eines halb verhungerten, ermüdeten und durchfrorenen Reiſenden ein.

„Laßt mich um Himmels Willen an das Feuer!" rief Sherman; und wir waren durch ſein leidendes Ausſehen zu ſehr ergriffen, um dem nicht Folge zu leiſten.

„Nun, Sherman," ſagte ich, „das muß ein beſchwerlicher Weg für Sie geweſen ſein — acht lange iriſche Meilen durch Koth und Regen."

„Ich meine, Sie würden ihn ſo gefunden haben, wenn Sie ihn ſelbſt gegangen wären," antwortete Sherman mürriſch.

„Ich hoffe, daß Sie aus dem Schloſſe hinreichende Trophäen davon gebracht haben, um Sie für alle dieſe Beſchwerlichkeiten zu entſchädigen," fuhr ich fort.

„O, verdammt ſei das Schloß!" rief Sherman aus.

„Was meinen Sie damit?" fragte ich verwundert.

„O, Sie brauchen ſich nicht verwundert zu ſtellen," antwortete Sherman, „denn ich zweifle nicht daran, daß ſie mit dem Moraſttrampler von einem iriſchen Kutſcher ſich ſchon über mir genug luſtig gemacht haben."

Ich verſicherte ihm auf das Beſtimmteſte, daß ich von dem Kutſcher kein Wort über dieſen Gegenſtand gehört habe, und bat ihn, mir zu erzählen, was ihm ſo Aergerliches zugeſtoßen ſei.

„Nun, wenn Sie es noch nicht wiſſen," erwiderte Sherman, „ſo würde ich zwanzig Pfund Sterling darum geben, daß Sie es nicht erführen, denn Sie würden es zuverläſſig drucken laſſen. Da jedoch jetzt Ihre Neugierde einmal erregt iſt, ſo würden Sie

es ganz gewiß herausbekommen, und wenn Sie deshalb eine Postchaise nehmen und hinfahren müßten und so kann ich es Ihnen ebenso gut erzählen."

„Bitte, erzählen Sie es mir," antwortete ich. „denn ich gestehe, meine Neugierde ist erregt und ich bin außer Stande zu errathen, warum Sie so erzürnt sind, denn ich weiß, daß Sie gern alte Burgen sehen — und das Vergnügen haben Sie doch gewiß gehabt, denn ich habe selbst eine im Vorüberfahren erblickt."

„Nein, Sie haben heute keine Burg gesehen, und ich ebenso wenig!" rief Sherman.

„Was auf der Welt ist es denn sonst gewesen?" fragte ich.

„Ein verdammter alter Kalkofen!" rief Sherman aus, „und ich wollte nur, ich könnte den höllischen irischen Kutscher hineinstürzen, wenn er eben in voller Gluth steht!"

Es dauerte gar manchen langen Tag, ehe Sherman das letzte Wort über den Kalkofen hörte, und dieser Streich des irischen Kutschers machte ihn wirklich Etwas vorsichtiger in seinen Fragen bei Fremden.

Eines Tages fuhren wir nach Donnybrook, dem wegen seiner Jahrmärkte und seiner blauen Augen so berühmten Orte — denn es würde für Pat Etwas ganz Unerhörtes sein, wenn er einen Jahrmarkt besuchte, ohne daß der Shillelagh geschwungen würde

und wo es nicht eine Rauferei gäbe, die ſich mit ein Paar zerſchlagenen Köpfen und blutigen Naſen endigte.

In der Nähe von Donnybrook wurden wir auf dem Gipfel eines Hügels Etwas gewahr, das wie ein runder ſteinerner Thurm ausſah. Es mochte ſechzig Fuß im Umfange haben und fünfundzwanzig Fuß hoch ſein.

„Ich möchte wiſſen, was das iſt," ſagte Sherman.

Ich rieth ihm, den erſten Kutſcher zu fragen, der des Weges kommen würde, aber er lehnte es mit gezwungenem Lächeln ab, meinen Rath zu befolgen.

„Auf keinen Fall kann es ein Kalkofen ſein," fuhr Sherman fort, „es muß ein Schloß irgend einer Art ſein."

Je mehr wir es anſahen, deſto geheimnißvoller erſchien es uns und Sherman's Neigung zum Schlöſſerbeſuchen wuchs mit jedem Augenblick. Endlich rief er: „Ein Menſch, der mit einer Zunge im Munde reiſ't, ohne ſie zu gebrauchen, iſt ein Narr, und ich will nicht auf zweihundert Schritt bei einem Gegenſtand vorbeikommen, der die größte Merkwürdigkeit in Irland ſein kann, ohne es zu erfahren."

Hiermit lenkte er unſer Pferd nach einem hübſch ausſehendem Hauſe zu unſrer Rechten und hielt dort an. Sherman ſprang vom Wagen, öffnete die Gartenthüre, ſchritt durch die Hecken-Allee vor dem Hauſe und klingelte. Ein Bedienter erſchien an der Thüre,

aber Sherman, der die Dummheit der iriſchen Dienerſchaft kannte, war entſchloſſen, die ſo ſehr gewünſchte Aufklärung im Hauptquartier zu ſuchen.

„Iſt Ihr Herr zu Hauſe?“ fragte Sherman.

„Ich will nachſehen, Sir. Wen ſoll ich melden, wenn ich fragen darf?“

„Einen Fremden aus den Vereinigten Staaten von Amerika,“ antwortete Sherman.

Der Bediente ging und kehrte in einer Minute zurück und lud Sherman ein, in's Zimmer zu treten. Er fand den Herrn des Hauſes neben einem angenehmen Feuer ſitzend und bei ihm ſeine Gattin und mehrere Beſucher und Familienglieder. Sherman litt nicht an Schüchternheit. Nachdem er Platz genommen hatte, ſprach er die Hoffnung aus, daß man entſchuldigen werde, daß er ohne Einladung einen Beſuch mache — aber die Sache ſei die, er wäre ein amerikaniſcher Reiſender und wünſche alle wichtigen Umſtände zu erforſchen, welche ihm unterwegs aufſtießen.

Der Hausherr erwiederte höflich, es bedürfe keiner Entſchuldigung, es mache ihm Vergnügen, ihn zu ſehen, und jede Belehrung über dieſen oder einen anderen Theil des Landes, welche er geben könne, ſtehe ihm gern zu Dienſten.

„Ich danke Ihnen,“ antwortete Sherman, „ich werde Sie nur über einen einzigen Punkt bemühen. Ich habe alles Wichtige in Dublin und deſſen Umgebung, in und bei Donnybrook geſehen; es giebt nur

noch einen Gegenſtand, über welchen ich Belehrung wünſche und das iſt der ſteinerne Thurm oder die Burg, welche man ungefähr eine Viertelmeile ſüdlich von Ihrem Hauſe auf einem Hügel ſtehen ſieht. Sie würden mich ſehr verbinden, wenn Sie mir den Namen und die Geſchichte dieſes Gebäudes mittheilen könnten."

„O, es giebt nichts Leichteres," antwortete der Herr lächelnd. „Jenes „Gebäude", wie Sie es nennen, iſt vor ungefähr vierzig Jahren von meinen Vater errichtet worden, und es war ein Glücksgebäude für ihn, denn es war die einzige Windmühle in dieſer Gegend, und hatte jederzeit vollauf zu thun, aber vor ein paar Jahren führte ein Orkan die Flügel der Mühle davon und ſeitdem ſteht ſie dort als Erinnerung an ihre frühere Nützlichkeit. Kann ich Ihnen vielleicht noch eine weitere wichtige Nachricht geben?" fragte der Herr mit Lächeln.

„O nein," erwiderte Sherman, indem er ſich zum Fortgehen anſchickte; „aber vielleicht kann ich Ihnen eine geben und die beſteht darin, daß Irland ohne Widerrede das elendeſte Land iſt, durch welches ich jemals gereiſ't bin. Die einzigen zwei bemerkenswerthen Gegenſtände, welche ich in ganz Irland erblickt habe, ſind ein Kalkofen und der Unterbau einer Windmühle!"

Als Sherman ſeinen Platz im Wagen wieder einnahm, lachte er unbändig, obſchon er einigen Ver-

druß über dieſen zweiten Irrthum beim Aufſuchen alter Burgen empfand.

Was mich anbetrifft, ſo gefiel mir das iriſche Volk außerordentlich wohl. Die gebildeten Claſſen ſind ebenſo wohlerzogen und höflich als irgend Jemand, den ich gekannt habe, und die Aermeren ſind mit einem „Mutterwitz" begabt, der den Druck ihrer tiefen Noth erleichtert.

Ich fand hinreichende Veranlaſſung auch mit den Engländern und Schotten zufrieden zu ſein, obgleich ich geſtehe, daß die Heiterkeit des franzöſiſchen Charakters mit meinem eignen Frohſinne mehr in Einklang ſtand. Ich muß deshalb einigen Vorfällen in **la belle France** ein paar Seiten widmen.

Es machte uns in Paris große Schwierigkeit einen geeigneten Dolmetſcher für die öffentlichen Vorſtellungen des Generals zu finden. Wir nahmen ein halbes Dutzend ſolcher an, von denen ſich Jeder unfähiger als ſein Vorgänger erwies, denn es waren ſämmtlich Engländer, die eine ſo ſchlechte Ausſprache des Franzöſiſchen hatten, daß ſie ohne Ausnahme ausgelacht wurden. Endlich engagirte ich einen Franzoſen, einen Profeſſor einer Schule, und obgleich er nur leidlich Engliſch ſprach, ſo gab er dem Publikum doch natürlicher Weiſe reines Franzöſiſch. Dabei war er ein vollkommener Gentleman und es wurde mir einigermaßen ſchwer, ihn zu engagiren, da er fürchtete, daß es ſeine Würde beeinträchtigen könne.

Ich überzeugte ihn jedoch endlich, daß es nicht als ein niedriger Dienst angesehen werden könne, wenn er der Lehrer und Dolmetscher des „General Tom Pouce" sei, und er nahm die Stelle an. Bei der Ankunft an der belgischen Grenze hatte er keinen Paß, worauf ich bemerkte: „Monsieur Pinte, Sie werden niemals ein guter Schausteller werden, ehe Sie es lernen, an Alles zu denken um nicht durch Ihre eigene Nachlässigkeit oder Vergeßlichkeit in Ungelegenheiten zu gerathen."

„Betrachten Sie mich denn als Schausteller?" fragte M. Pinte, dessen Würde augenscheinlich verletzt war.

„Gewiß," antwortete ich lachend, „wir sind sämmtlich Schausteller und Sie können nichts daran ändern."

Während der nächsten vier Stunden überließ sich der arme Bursche tiefem Nachdenken. Er fühlte, daß seine Würde entschwunden sei und daß der ehemalige „Professor" nichts weiter mehr wäre, als ein umherziehender Schausteller. Er entschloß sich jedoch endlich, die Schmach zu ertragen, denn er war ein vollkommener Philosoph und ein herzensguter Mensch.

Nach ein paar Stunden sagte er gutmüthig zu mir: „Mr. Barnum, was sind die nothwendigen Eigenschaften eines guten Schaustellers?"

Ich erwiederte lächelnd, „die erste nothwendige Eigenschaft sei eine vollständige Kenntniß des mensch-

lichen Charakters, die natürlicher Weise die Fähigkeit in sich schließe, die Menschen gehörig einzuseifen."

„Und was nennen Sie: Einseifen?" fragte der lernbegierige Professor eifrig.

Ich sagte ihm, daß es die Fähigkeit sei, dem Publikum so klug Vergnügen zu bereiten und zu schmeicheln, daß es die Absicht nicht merke.

Als wir im Zollhause ankamen, hatten wir eine große Menge Medaillen, Bücher und Bilder (lithographirte Portraits des Generals). Ich wußte, daß diese einer Steuer unterlagen, aber ich war so verschwenderisch im Verschenken derselben an die Zollbeamten, daß wir sie auf diese Art steuerfrei durchbrachten.

„Heißt das einseifen?" fragte Professor Pinte.

„Nichts Anderes!" erwiederte ich.

Nachdem wir die Grenze hinter uns hatten, kamen die Directoren und Beamten der Eisenbahn, die meine Freigebigkeit im Austheilen der Abbildungen gesehen hatten und baten um einige derselben. Ich konnte nicht weniger thuen, als sie ihnen zu schenken.

„Die Leute in diesem Lande müssen sehr schmutzige Hände haben, da sie so viele Seife brauchen, um sie rein zu halten," bemerkte Monsieur Pinte mit einem Lachen, welches anzudeuten schien, daß er sich schnell mit seinem Loose als Schausteller aussöhnte.

Wir entgingen den Schwierigkeiten bei den Zollämtern nicht immer. In Courtrai, einem belgiſchen Grenzorte, hatten wie das Vergnügen einer Durchſuchung und Beſteuerung. Man verlangte Zoll für die Ponies und die Equipage des Generals, aber als ich ein Dokument vorzeigte, welches bewies, daß die franzöſiſche Regierung dieſelben zollfrei einzubringen geſtattete, thaten ſie dies auch. Beim Zollamte in Lille fand man es nöthig, die Ponies zu meſſen und zu beſchreiben, um zu verhüten, daß wir bei der Rückkehr nach Frankreich Andere dafür unterſchieben könnten. Während die ſchöne Equipage des Generals durch das Zollhaus fuhr, fragte der oberſte Beamte, indem er den kleinen Kutſcher und Livreebedienten betrachtete, ernſtlich, ob der General in ſeinem Lande wirklich ein Prinz ſei.

„Gewiß," antwortete Sherman mit großer Gravität, „er iſt Prinz Charles der Erſte vom Herzogthum Bridgeport und vom Königreich Connecticut."

Der Beamte machte eine tiefe Verbeugung und nahm es wie eine Bibelwahrheit hin.

Man kann oft tagelang durch die größeren Städte von Frankreich reiſen, ohne um einen Paß gefragt zu werden, aber es geſchieht nicht ſelten, daß man in einem unbedeutenden Dörfchen ganz unerwartet von einem Gensd'armen beſucht wird, der um Erlaubniß bittet, das koſtbare Dokument anſehen zu dürfen. So erging es mir eines Tages.

Ich genoß ruhig in einer hübſchen kleinen Dorfſchenke mein Mittagsmahl, als ſich plötzlich die Thüre öffnete und ein vollſtändig gerüſteter Gensd'arm mit dichtem Schnurrbarte eintrat und meinen Paß forderte. Derſelbe befand ſich in meinem Koffer auf dem Dache der Diligence und ich ſagte ihm dies, aber er beſtand darauf, ihn zu ſehen. Ich gab mir nicht die Mühe ihn herbeizuholen, ſondern durchſuchte meine Taſchen und da ich eine alte Verſicherungs-Police fand, welche ich zufälliger Weiſe von Amerika mit herüber gebracht hatte, ſo zog ich ſie hervor und überreichte ſie dem Beamten mit dem Ausrufe: „O, da iſt mein Paß!“ Er betrachtete ſie ziemlich ſcharf und machte ein ſehr weiſes Geſicht, während er ſie um und um wendete, aber es war lauter Spaniſch für ihn, da er kein Wort Engliſch leſen konnte. Nachdem er ſie ein paar Minuten behalten hatte, gab er ſie mir höflich mit einem „Très bien!“ wieder zurück und entfernte ſich.

Dieſes Mittel iſt jedoch nicht immer zuverläſſig, da die meiſten Gensd'armen den Stempel der pariſer Polizei-Präfectur kennen, und da ſich dieſer Stempel nicht allemal auf einer alten amerikaniſchen Verſicherungs-Police befindet, ſo dürfte der Verſuch ohne einen anderen Paß in Frankreich zu reiſen, vielleicht unerfreulich ausfallen. In meinen Falle hätte ich bei einer Entdeckung den Irrthum jedoch leicht berichtigen können.

So oft ich an einer franzöſiſchen table d'hôte

ſpeiſte, (und ich that dies wegen der Güte und der großen Mannichfaltigkeit der Gerichte ſtets, wenn ich konnte), erwartete ich gewöhnlich ungefähr von ſechs Gerichten zu eſſen, mit denen ich bekannt war, und von wenigſtens ſechzehn, von deren Zubereitung ich nicht den geringſten Begriff hatte. Wenn mich Jemand fragen würde, ob ich Schlangen, Eidechſen oder ſonſt Etwas gegeſſen habe, ſo dürfte ich es nicht wagen, mit Nein zu antworten, denn ich weiß nicht, was ich in Frankreich Alles genoſſen habe.

Während unſeres Aufenthaltes in Brüſſel verſuchte Mrs. Stratton, die Mutter des Generals, einige Würſte, welche ſie für das Beſte erklärte, was ſie in Frankreich oder Belgien gegeſſen habe; ſie habe, ſagte ſie, „in der That in dieſem Lande Wenig gefunden, was zum Eſſen taugt, denn Alles ſei ſo franzöſirt und mit Sauce bedeckt, daß ſie es nicht zu genießen wage, aber dieſe Würſte hätten einen ſo natürlichen Geſchmack, und ſie habe noch nie, ſelbſt nicht in Amerika, ſo gute gegeſſen.“ Sie ſchickte zu der Wirthin, um den Namen derſelben zu erfahren, da ſie beabſichtigte, einige mitzunehmen. Die Antwort lautete, daß ſie Lyoner Würſte hießen, und ſofort ging Mrs. Stratton aus, um ein halbes Dutzend Pfunde davon zu kaufen. Bald darauf kam Mr. Sherman nach Hauſe und fragte, als er erfuhr, was ſie in dem Pakete hatte. „Mrs. Stratton, wiſſen Sie, woraus die Lyoner Würſte gemacht werden?“

„Nein," antwortete sie, „aber ich weiß, daß sie ausgezeichnet sind!"

„Nun," erwiderte Sherman, „sie mögen gut schmecken, aber sie werden aus Eseln gemacht!" was wirklich begründet sein soll. Mrs. Stratton sagte, daß sie sich nicht so leicht für Narren halten lasse; sie wisse es besser, und werde bei den Würsten bleiben.

In diesem Augenblick trat Mr. Pinte, unser französischer Dolmetscher in's Zimmer. „Mr. Pinte," sagte Sherman, „Sie sind ein Franzose und verstehen sich auf Eßwaaren; bitte, sagen Sie mir, wovon werden die Lyoner Würste gemacht?"

„Aus Eselsfleisch," antwortete der harmlose Professor.

Mrs. Stratton ergriff das Paket, das Straßenfenster stand offen, und in weniger als einer Minute schleppte ein großer getigerter Hund die Lyoner Würste im Triumph davon.

Dergleichen geringfügige Vorfälle dienten im fremden Lande gelegentlich dazu, uns zu erheitern, aber ich fand auf dieser Reise in der Fremde oft mehr als Unterhaltung. Bei manchen Gelegenheiten fühlte ich mich völlig heimisch, besonders am 4. Juli 1844.

Als ich mich an diesem Tage in Grenelle, außerhalb der Barrieren von Paris befand, erinnerte ich mich, daß ich die Adresse eines ausgezeichneten Mechanikers, Monsieur Regnier, besaß, der in der Nähe wohnte. Da ich eine Anzahl solcher Instrumente, wie

er verfertigte, zu kaufen wünſchte, ſo begab ich mich nach ſeiner Wohnung. Er empfing mich ſehr höflich, und ich fand mich bald von dieſem verſtändigen und gelehrten Manne lebhaft angezogen. Er war Mitglied vieler Geſellſchaften, Ritter der Ehrenlegion u. ſ. w.

Während er mit dem Ausſchreiben meiner Rechnung beſchäftigt war, beſichtigte ich flüchtig die verſchiedenen Kupferſtiche, Zeichnungen u. ſ. w., welche die Wände ſchmückten, wobei mein Blick auf ein bekanntes Portrait fiel. Ich war überzeugt, daß ich mich nicht täuſchen könne, und als ich näher trat, zeigte es ſich, daß es, wie ich vermuthet hatte, das geſtochene Portrait Franklin's war. Es befand ſich unter Glas und Rahmen, und auf der Außenſeite des Glaſes waren dreizehn Sterne von Metall angebracht, welche einen Halbkreis um ſeinen Kopf bildeten.

„Ah!“ rief ich aus, „ich ſehe, Sie haben da das Portrait meines Landsmannes, Doktor Franklin!“

„Ja,“ antwortete Monſieur Regnier, „und er iſt ein großer und vortrefflicher Menſch geweſen. Als er ſich 98 in Paris befand, wurde er von Allen, die ihn kannten, geehrt und geachtet, und von Niemand mehr, als von dem gelehrten Theile unſeres Volkes. Zu jener Zeit wurde Doktor Franklin von dem Präſidenten der Geſellſchaft zur Aufmunterung eingeladen, ſein Urtheil über die Verdienſte der verſchiedenen zur Prüfung vorgelegten Kunſtwerke abzugeben, und er er-

kannte meinem Vater für ein künſtliches Schloß eine goldene Preismedaille zu.“

„Während ſich mein Vater bei ihm in ſeinem Hotel befand, beſuchte ein junger Quäker den Doktor. Er war Franklin völlig unbekannt, theilte ihm jedoch ſofort mit, daß er in Geſchäftsangelegenheiten nach Paris gekommen ſei, unglücklicher Weiſe ſein ganzes Geld verloren habe, und ſechshundert Franken zu entleihen wünſchte, um im Stande zu ſein, zu ſeinen Eltern nach Philadelphia zurückzukehren. Franklin fragte nach dem Namen ſeiner Familie, und zählte, als er denſelben vernommen hatte, augenblicklich das Geld auf, gab dem jungen Fremden einige gute Rathſchläge und verabſchiedete ſich von ihm. Mein Vater war von der Großmuth Doktor Franklin's überraſcht, und ſagte ihm, ſobald ſich der Jüngling entfernt hatte, daß es ihn in Verwundrung ſetze, ihn mit ſeinem Gelde ſo freigebig gegen Fremde zu ſehen, daß man in Paris nicht auf dieſe Art Geſchäfte mache und, was er für ſehr unvorſichtig hielt, war der Umſtand, daß Franklin nicht einmal eine Quittung oder nur einen Federſtrich von dem jungen Manne nehme. Franklin erwiderte ihm, daß es ihm ſtets als eine Pflicht und ein Vergnügen erſcheine, ſeinen Mitmenſchen zu helfen, und beſonders in dieſem Falle, da er die Eltern kenne, welche ehrliche und würdige Leute wären. Mein Vater,“ fuhr Monſieur Regnier fort, „ſelbſt ein großmüthiger Menſch, war faſt bis zu Thränen gerührt, und bat den Doktor,

ihm sein Portrait zu verehren. Dieser that es, und hier ist es noch. Mein Vater ist seit mehreren Jahren todt. Er hat mir das Portrait vermacht, und es giebt in Paris nicht Geld genug, um es mir abzukaufen."

Ich brauche nicht zu sagen, daß ich über diese Erzählung entzückt war. Ich machte Monsieur Regnier darauf aufmerksam, daß er eigentlich die Zahl der Sterne verdoppeln müßte, da wir jetzt (1844) sechsundzwanzig Staaten anstatt der ursprünglichen Anzahl von dreizehn besäßen.

„Dies ist mir bekannt," antwortete er, „aber ich will das von meinem Vater hinterlassene Werk nicht antasten. Es ist mir heilig, und" — setzte er hinzu, „ich vermuthe, daß Ihnen unbekannt ist, wozu wir diese Sterne benutzen?" Da ich ihm versicherte, daß ich es nicht wisse, so sagte er: „Diese Sterne sind aus Stahl gemacht, und es war bei meinem Vater stets Gebrauch, wie es auch stets der meinige sein wird, am Abend des Jahrestages der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung, (den wir heute haben), unsre Familie und die Kinder um sich zu versammeln, das Zimmer zu verdunkeln, und diese Sterne, welche mit einander verbunden sind, vermittelst der Electricität zu erleuchten, so daß das Portrait durch Franklin's Lieblingswissenschaft, die Electricität, erhellt wird — die auf diese Art einen Heiligenschein um seinen Kopf bil-

det, und dem Namen eines Mannes Ehre erweis't, deſſen Ruhm bis in die Ewigkeit verkündet werden ſollte."

Im Verlaufe des Geſprächs fand ich, daß dieſer gute, alte Mann mit der Geſchichte von Amerika völlig vertraut war, und er ſprach mit hohem Gefühl von dem, was er für den großen und ehrenvollen Beruf Amerika's hielt. Er beſtand darauf, daß ich zum Abendeſſen dableiben und ſeine electriſche Illumination mit anſehen ſolle. Brauche ich erſt zu ſagen, daß ich die Einladung annahm? Konnte ſie ein Amerikaner ausſchlagen?

Wir genoſſen ein reichliches Abendbrot, auf welches der gute alte Herr den Segen unſres himmliſchen Vaters herabflehte, und nach deſſen Beendigung er ein herzliches Dankgebet ſprach. Um neun Uhr wurden die Kinder und die Familie Monſieur Regnier's und ſein Schwiegerſohn hereingerufen, das Zimmer verdunkelt, die elektriſche Batterie geladen, und der Draht an einen der äußerſten Sterne gebracht. Alle dreizehn glänzten augenblicklich wie Feuer, und es zeigte ſich eine ſchöne Wirkung. Welche einfachere und doch ſchöne und geeignete Art hätte gewählt werden können, um das Andenken Franklin's zu ehren? Und welches ſonderbare Zuſammentreffen war es, daß ich, ein vollkommen Fremder, in Paris überhaupt einen ſo merkwürdigen Menſchen, wie Monſieur Regnier, und noch dazu an dieſem Tage der Tage, der Jahresfeier unſrer Unabhängigkeit antreffen mußte. Um zehn Uhr nahm

ich Abſchied von dieſer würdigen Familie, aber erſt nachdem wir Alle bei einer ausgezeichneten Flaſche Champagner den nachfolgenden, von Monſieur Regnier ausgebrachten Toaſt getrunken hatten:

„Waſhington, Franklin und Lafayette — Helden, Philoſophen, Patrioten und Ehrenmänner. Ihre Namen ſollen auf der Liſte irdiſchen Ruhmes obenan ſtehen, wenn in ſpäteren Jahrhunderten, unſre ganze Welt eine allgemeine Republik ſein wird, und jeder Menſch unter dem Himmel die Wahrheit eingeſtehen muß, daß die Menſchheit zur Selbſtregierung fähig iſt.“

Man wird es nicht überraſchend finden, daß ich mich bei Monſieur Regnier heimiſch fühlte. Der Tag und der Menſch vereinigten ſich, um meinen Patriotismus aufzuregen und ihm zu ſchmeicheln, und Franklin's Gegenwart erhöhte meine Liebe zu meinem „Heimathslande.“

Die Geſellſchaft zweier „lebendigen Amerikaner“ verminderte dies Gefühl nicht. Beide waren ſchöne Beiſpiele des Yankee-Charakters, und bewieſen die Macht der von Verſtand, Genie und Redlichkeit unterſtützten Beharrlichkeit. Ich ſpreche von dem berühmten Zahnarzte, Doktor C. S. Brewſter, deſſen glückliche Berufslaufbahn in Rußland und Frankreich wohl bekannt iſt, und von Henry Sumner, Esq., deſſen erfolgreiche Herausforderung der Artigkeit Nicolaus' nur in der hohen Stellung, welche er in den geſellſchaft-

lichen und literariſchen Kreiſen von Paris einnimmt, ein Seitenſtück findet. Dieſen beiden Herren, ſo wie Mr. John Nimmo, einem Engländer, der für Galignani's Meſſenger beſchäftigt war, Mr. Lorenzo Draper, dem amerikaniſchen Konſul, und Dion Bourcicault, Esq., war ich für ihre Aufmerkſamkeit tief verpflichtet, und ich kann dieſen Bericht über meine Reiſe in Europa hier nicht beſſer ſchließen, als durch die Erwähnung ihrer Namen. In London verdienen an dieſer Stelle beſonders zwei Männer meine wärmſte Erkenntlichkeit für viele werthvolle Gefälligkeiten. Ich meine den Verleger Thomas Brettell, Esq., Haymarket und Mr. R. Fillingham jun., Fenchurchſtreet. Auch Mr. G. P. Putnam, der damals in London Verleger war, bin ich für viele nützliche Belehrungen verpflichtet.

Man kann ſich leicht denken, daß ich bei unſrer Ankunft in New-York, im Februar 1847, ſofort den europäiſchen Ruf des Generals Tom Thumb benutzte. Er erſchien ſogleich im amerikaniſchen Muſeum, und zog vier Wochen lang einen ſolchen Andrang von Beſuchern an, wie er noch nie zuvor dort geſehen worden war. Dann verbrachte er einen Monat bei ſeinen Verwandten in Bridgeport. Um zu verhüten, daß er von Neugierigen beläſtigt werde, die ſich gewiß zu den Häuſern ſeiner Angehörigen drängen würden, gab er zwei Tage lang Vorſtellungen in Bridgeport. Die ſich auf mehrere Hundert Dollars belau-

ſenden Einnahmen wurden der dortigen wohlthätigen Geſellſchaft geſchenkt. Die Bridgeporter waren ſehr erfreut, ihren alten Freund, „den kleinen Charlie,“ wieder zu ſehen. Als ſie ihn ein Paar Jahre vorher hatten auf den Straßen ſpielen ſehen, glaubten ſie wohl kaum, daß er beſtimmt ſei, unter den gekrönten Häuptern der alten Welt ein ſolches Aufſehen zu erregen, und jetzt, wo er mit ſeinem europäiſchen Rufe zurückkehrte, war er für ſeine früheren Bekannten natürlicher Weiſe eine ebenſo große Merkwürdigkeit, wie für das Publikum im Allgemeinen. Seine Bridgeporter Freunde fanden, daß er in den vier und einem halben Jahre ſeiner Abweſenheit an Größe nicht zugenommen hatte, aber ſie entdeckten, daß er klug und witzig und reich an „fremden Sitten und natürlicher Grazie,“ geworden war, kurz, daß er dem kleinen ſchüchternen Dorfjungen, den ſie früher gekannt hatten, ganz unähnlich geworden ſei.

„So lange Charlie unter uns lebte, hielten wir ihn für kein großes Licht,“ ſagte einer der erſten Bürger des Ortes, „aber jetzt, wo er „barnumiſirt“ worden iſt, iſt er eine außerordentliche Merkwürdigkeit.“

„Wie alt ſind Sie, General?“ fragte Einer ſeiner Bekannten.

„Nach Mr. Barnum's Rechnung bin ich funfzehn Jahre alt,“ ſagte der General, denn er wußte, daß es dem Frager recht gut bekannt ſei, daß ſein wahres Alter erſt neun Jahre war.

Zu meinem Erſtaunen fand ich, daß ich während meiner Abweſenheit ebenfalls eine Merkwürdigkeit geworden war. Wenn ich mich im Muſeum ſehen ließ, oder wo ich ſonſt bekannt war, ſah ich Augen auf mich ſchauen und Finger auf mich zeigen und konnte oft die Bemerkung hören: „Dort iſt Barnum.“ „Das iſt der alte Barnum,“ u. ſ. w. Nebenbei geſagt, kann ich nicht begreifen, woher es kommt, daß mich die meiſten Leute, die ich nicht kenne und Viele, mit welchen ich bekannt bin, durchaus den „alten Barnum“ nennen. Ich bin jetzt vierundvierzig Jahre alt und man hat mich ſchon ſeit zehn Jahren „den alten Barnum“ genannt.

Eines Tages bald nach meiner Rückkunft vom Auslande ſaß ich im Billet-Büreau und las eine Zeitung. Es kam ein Mann und kaufte ein Eintrittsbillet. „Iſt Barnum im Muſeum?“ fragte er.

Der Billetverkäufer deutete auf mich und antwortete: „Das iſt Mr. Barnum.“

Da ich vermuthete, daß der Mann Geſchäfte mit mir habe, ſo blickte ich von der Zeitung auf.

„Iſt dies Mr. Barnum?“ fragte er.

„Ja wohl!“ antwortete ich.

Er ſtierte mich einen Augenblick an, dann warf er ſein Billet hin und rief: „Schon recht; ich habe genug für mein Geld!“ und ging fort, ohne in das Muſeum einzutreten.

Ich hätte ſchon früher ſagen ſollen, daß, nach-

dem mein Uebereinkommen, mit dem General Tom Thumb auf Gehalt am 1. Januar 1845 abgelaufen war, wir einen neuen Contrakt abschloſſen, nach welchem wir gleichberechtigte Theilhaber ſein ſollten — ſo daß der General (oder ſein Vater an ſeiner Statt) eine Hälfte des Gewinnes nahm, und ich die andere. Wir kamen jedoch über einen Vorbehalt überein, wonach er während der erſten vier Wochen nach unſerer Ankunft in New-York in meinem Muſeum für zweihundert Dollars Vorſtellungen geben ſollte.

Als wir nach Amerika zurückkehrten, hatte ſich Mr. Stratton, der Vater des Generals, ein hübſches Vermögen erworben, und nachdem er dem kleinen General eine beträchtliche Summe geſichert hatte, gab er den Ueberſchuß gegen Verſchreibung und Hypothek auf Zinſen, mit Ausnahme von dreißigtauſend Dollars, wofür er an der Stadtgrenze von Bridgeport Land ankaufte und dort ein großes, ſolides Haus erbaute, in welchem er jetzt lebt und in welchem ſich ſeine beiden Töchter, die Eine im Jahre 1850, die Andere im Jahre 1853, verheirathet haben. Sein einziger Sohn neben dem General iſt drei Jahre alt. Die ganze Familie, mit Ausnahme des kleinen „Charlie", hat die gewöhnliche Größe.

Nachdem der General einen Monat mit Beſuchen bei ſeinen Freunden zugebracht hatte, wurde beſchloſſen, daß er mit ſeinen Eltern die Vereinigten Staaten bereiſen ſolle. Ich willigte ein, ſie ein Jahr lang

zu begleiten, wobei der Gewinn wie in England getheilt wurde. Wir verfügten uns nach Washington, wo der General im April 1847 seine Levers hielt, und den Präsidenten Polk und seine Gemahlin im weißen Hause besuchte, — von dort nach Richmond, von wo wir nach Baltimore und Philadelphia zurückkehrten. Unsere Einnahmen in Philadelphia beliefen sich für zwölf Tage auf fünftausendfünfhundertvierundneunzig Dollars einundneunzig Cents. Die Reise des ganzen Jahres gewährte ungefähr dieselbe Durchschnittssumme. Unsere Kosten betrugen fünfundzwanzig bis dreißig Dollars täglich. Von Philadelphia gingen wir nach Boston, Lowell und Providence. In letzterer Stadt betrug unsere Einnahme an einem Tage neunhundertsechsundsiebzig Dollars siebenundneunzig Cents. Dann besuchten wir New-Bedford, Fall-River, Salem, Worcester, Springfield, Albany, Troy, den Niagarafall, Buffalo und die dazwischen liegenden Orte, und bei der Rückkehr nach New-York hielten wir in den hauptsächlichsten Städten am Hudson an. Hierauf gingen wir nach New-Haven, Hartford, Portland und Maine und den dazwischen liegenden Städten.

Im November 1847 reis'ten wir nach Havanna ab, indem wir das Dampfboot von New-York nach Charleston benutzten, wo der General, so wie in Columbia, Augusta, Savannah, Milledgeville, Macon, Columbus, Montgomery, Mobile und New-Orleans,

Vorſtellungen gab. In letzterer Stadt blieben wir drei Wochen, in welche das Weihnachts- und Neujahrsfeſt fielen. Wir kamen auf dem Schooner Adams Gray im Januar 1848 in Havanna an und wurden dem General-Capitain und der ſpaniſchen Ariſtokratie vorgeſtellt. Wir verweilten einen Monat in Havanna und Matanzas, wo der General ein ſehr großer Liebling wurde und oft für ſeinen Autographen eine Dublone erhielt. In Havanna war er der beſondere Günſtling des Grafen Santovania. In Matanzas hatten wir der Güte eines fürſtlichen amerikaniſchen Kaufmannes, Mr. Brinckerhoff, Vieles zu verdanken. Der amerikaniſche Patriot J. S. Thraſher, Esq., war uns gleichfalls von großem Nutzen und verpflichtete mich tief.

Die Gaſthöfe in Havanna ſind nicht gut. Ein Amerikaner, der an nahrhafte Koſt gewöhnt iſt, findet es ſchwer, genug zu bekommen. Wir wohnten im Waſhington Hauſe, welches damals unübertrefflich ſchlecht war. Es war ſchmutzig und wurde von einer meiſtens betrunkenen Frau gehalten. Dort wohnten mehrere Amerikaner, die echte Leckermäuler waren. Als eines Tages Einer derſelben auf einem Schiffe von New-Orleans einen lebendigen Truthahn erblickte, kaufte er denſelben und machte der Wirthin ein Geſchenk damit. Es war ein kleines Thier, und als man ihn tranchirt hatte, gab es nicht genug, um ringsum zu reichen. Zufälliger Weiſe ſaß ein Ame-

rikaner, (ein großer sechsfußhoher, starker Esser), der auf einer Zuckerpflanzung bei Havanna wohnte, neben dem Vorschneider, und da er einen amerikanischen Truthahn in solcher Nähe sah und empfand, daß dies ein seltnes Gericht in dieser Breite sei, so langte er fortwährend zu, so daß er ungefähr die Hälfte des Vogels verzehrt hatte, als das Tranchiren vollendet war. Unglücklicher Weise saß Derjenige, der ihn gekauft hatte, am äußersten Ende des Tisches und erhielt keinen Bissen von dem ersehnten Gericht. Er war entrüstet, besonders gegen das unschuldige Leckermaul von der Zuckerpflanzung, das natürlicher Weise von der Geschichte des Truthahnes nichts wußte. Als man vom Tische aufstand, schmatzte der Pflanzer mit den Lippen, klopfte sich auf den Bauch und bemerkte: „Das war ein herrlicher Truthahn. Ich habe seit zwei Jahren keinen gekostet. Ich esse sie sehr gern, und wenn ich auf meine Pflanzung zurückkomme, werde ich anfangen, Truthühner aufzubringen."

„Wenn Sie nicht einen aufbringen, ehe Sie die Stadt verlassen, so werden Sie ein todter Mann sein!" erwiederte der getäuschte Geflügel-Käufer.

Unter den Passagieren des Schiffes, welches uns von Havanna nach New-Orleans brachte, befand sich ein Yankee, der eine große Menge spanischen Tabak für den amerikanischen Markt hatte. Von ihm erfuhr ich, daß dieser Tabak in Connecticut erbaut und über Havanna nach New-Orleans verladen worden war.

Natürlicher Weiſe glaubten die Käufer in New-Orleans, die ihn aus einem Paketſchiffe von Havanna erhielten, daß ſie Cubatabak kauften und ließen ſich nicht träumen, daß er im Staate der hölzernen Muscatnüſſe erbaut war. Wahrlich, das alte Sprichwort hat Recht: „Es wird in jedem Geſchäft betrogen, nur bei dem unſrigen nicht.“

Von New-Orleans begaben wir uns nach St. Louis, in dem wir die vorzüglichſten Städte am Miſſiſſippi beſuchten und kehrten über Louisville, Cincinnati und Pittsburgh zurück. Letztere Stadt erreichten wir zeitig im März 1848. Hier kam ich mit Mr. Stratton überein, daß ich nach Hauſe gehen und fernerhin nicht mehr mit dem kleinen General reiſen würde. Ich hatte fähige Agenten, die ihn ohne meine perſönliche Hilfe ſehen laſſen konnten und ich zog es vor, lieber einen großen Theil des Gewinnes zu opfern, als noch länger ein umherziehender Schauſteller zu ſein.

Ich erreichte meine Wohnung in Bridgeport in der letzten Hälfte des Mai und hatte das Vergnügen, meine Familie und meine Freunde geſund zu finden. Ich war jetzt dreizehn Jahre lang den größten Theil der Zeit fern von zu Hauſe umhergeſchweift und ich kann die dankbaren Empfindungen nicht beſchreiben, unter welchen ich bedachte, daß ich, nachdem es mir durch die mühſamſte Thätigkeit und mit Entbehrungen gelungen war, ein hinlängliches Vermögen zu erwer-

ben, fortan meine Tage im Schooße meiner Familie verbringen würde. Ich war feſt entſchloſſen, daß mich keine pekuniäre Verſuchung verleiten ſollte, mich wieder den Genüſſen zu entreißen, die man nur im heimathlichen Kreiſe finden kann.

Die Jahre 1848 und 1849 verbrachte ich hauptſächlich mit meiner Familie. Ein Theil meiner Zeit und Aufmerkſamkeit wurde jedoch durch die Aufſicht über mein Muſeum und dadurch in Anſpruch genommen, daß ich in Philadelphia ein neues Muſeum eröffnete, worüber ſich das Nähere in einem anderen Theile dieſes Werkes findet.

Ende des dritten Bandes.

Druck von Oswald Kollmann in Rochlitz.

Im gleichen Verlage ist erschienen:

Fritz Stilling.

Erinnerungen aus dem Leben eines Arztes.

Von

Philipp Galen,

Verf. des „Inselkönigs" und des „Irren von St. James."

4 Bände. (83 Bogen) 4½ Thlr.

Dies Werk spielt auf deutschem Boden, zieht theilweise sehr bekannte Persönlichkeiten mit in seinen Kreis, und wird wo möglich noch höheres Interesse erregen, als der vielgelesene und besprochene „Irre von St. James."

Julia

oder

die letzte Bitte eines Verurtheilten.

Roman

von

August Schrader.

2 Bände. 2 Thlr.

Stella

oder

die Azur-Grotte.

Roman

von

August Schrader,

Verfasser der Romane: „Das Staatsgefängniß", — Die Braut von Louisiana", — „Ideal der Liebe" ꝛc.

5 Bände. 5 Thlr.

Catharina.

Erinnerungen aus meinem Tagebuche

von

H. Klencke.

2 Bände. 2½ Thlr.

Im gleichen Verlage ist erschienen:

Philipp Rollo

oder

die schottischen Musketiere.

Von

James Grant,

Verfasser von „Der Roman des Krieges", Jane Seton" ꝛc.

Aus dem Englischen von W. E. Drugulin.

4 Bände. $2\frac{2}{3}$ Thlr.

Das Graue Haus

oder

die **Wilddiebe.**

Nach

Elie Berthet's:

Le garde-chasse.

Deutsch von Dr. F. Gries.

2 Bände. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Der Laternenwärter.

Aus dem Englischen übersetzt

von

W. E. Drugulin.

4 Bände. 2 Thaler.

Dieses Werk, englisch: **The lamplighter,** hat bei seinem Erscheinen in Amerika ein sehr ungewöhnliches Aufsehen erregt. Es sollen davon binnen 3 Wochen 40,000 Exemplare verkauft worden sein. Es verdient dies aber auch in hohem Grade; denn es ist ein so schönes Sittengemälde, daß man es mit Recht einen „Tugendspiegel" nennen könnte, der nicht nur unbedenklich in die Hände jedes jungen Mädchens gegeben werden kann, sondern von Niemand ungelesen bleiben sollte. Es schließt sich hinsichtlich seiner Tendenz ganz den Romanen von E. Wetherell: „weite, weite Welt" und „Queechy" an.

Digitized by Google